

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 42.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 3. November 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. inkl. Stempel.

36. Jahrg.

## Der Gespensterhund.

Novelle von G. Hermstein.

(Fortsetzung von S. 399.)

Nachdruck verboten.

Am folgenden Abend sollte die Abschiedsfeier stattfinden. Frau Hertwig bat am Mittagstisch Fräulein Müller, die sich dunkel und einfach zu kleiden pflegte, einen hellen Anzug, womöglich mit bunten Schleifen, anzulegen.

„Thun Sie meiner Frau diesen Gefallen,“ ersuchte auch der Bankier, „sonst ist sie wieder das einzige junge Mädchen in der Gesellschaft.“

Frau Hertwig zuckte die Achseln, sie war endlich darüber hinaus, sich durch solche Ausprüche die Stimmung verderben zu lassen. Als dann zur Besuchszeit Eva in einem lichtgrauen Kleide die Treppe herunterkam, an einem goldenen Ketten einen großen indischen Zirkon, den ihr eine Engländerin, die lange auf Ceylon gelebt, beim Abschied geschenkt hatte, erklärte die Hausfrau sich mit ihr zufrieden. Letztere selbst war in einem hellblauen Seidenstoff fast zu kostbar für eine Gesellschaft in ihrem eigenen Hause angezogen, und das Lächeln, mit dem ihr Gatte die fetten

Lippen zu spizen versuchte und in den falschesten Tönen pfiß: „Schier dreißig Jahre bist du alt,“ machte jede weitere Bemerkung seinerseits überflüssig.

Von allen Gästen erschien Doktor Burkhard zuletzt; er entschuldigte sich, bis jetzt war er von Kranken aufgehalten worden. Eva, die er aus der Entfernung begrüßt hatte, hörte, wie er der Hausfrau etwas von einer armen Wäscherin erzählte, doch verstand sie nicht was, da Herr Möllner eben auf sie zuschritt, um sie zu Tisch zu führen. An ihrer rechten Seite saß ein alter stocktauber, pensionierter Gymnasialprofessor, von dem die Sage ging, er habe, als sich einst dicht vor seinem Fenster ein berühmter Spieler erschoss, zu seiner Frau gesagt: „Emma, es klopft.“ Von diesem Nachbar hatte der Gutsbesitzer keinen Mitbewerb um die Huld seiner Dame zu fürchten, und da er wirklich, wie Frau Hertwig damals gegen Eva geäußert, ein Mann von Geist war, so glückte es ihm, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Er erzählte ihr Erlebnisse aus der Zeit, da er als Cleve und Zuspätker thätig gewesen, und mit gefurchter Stirn beobachtete Burkhard des jungen Mädchens zunehmende Heiterkeit. Heute bewahrte ihn eine unerklärliche innere Unruhe davor, Evas lachendem Antlitz gegenüber in den Zauber von gestern zu verfallen.

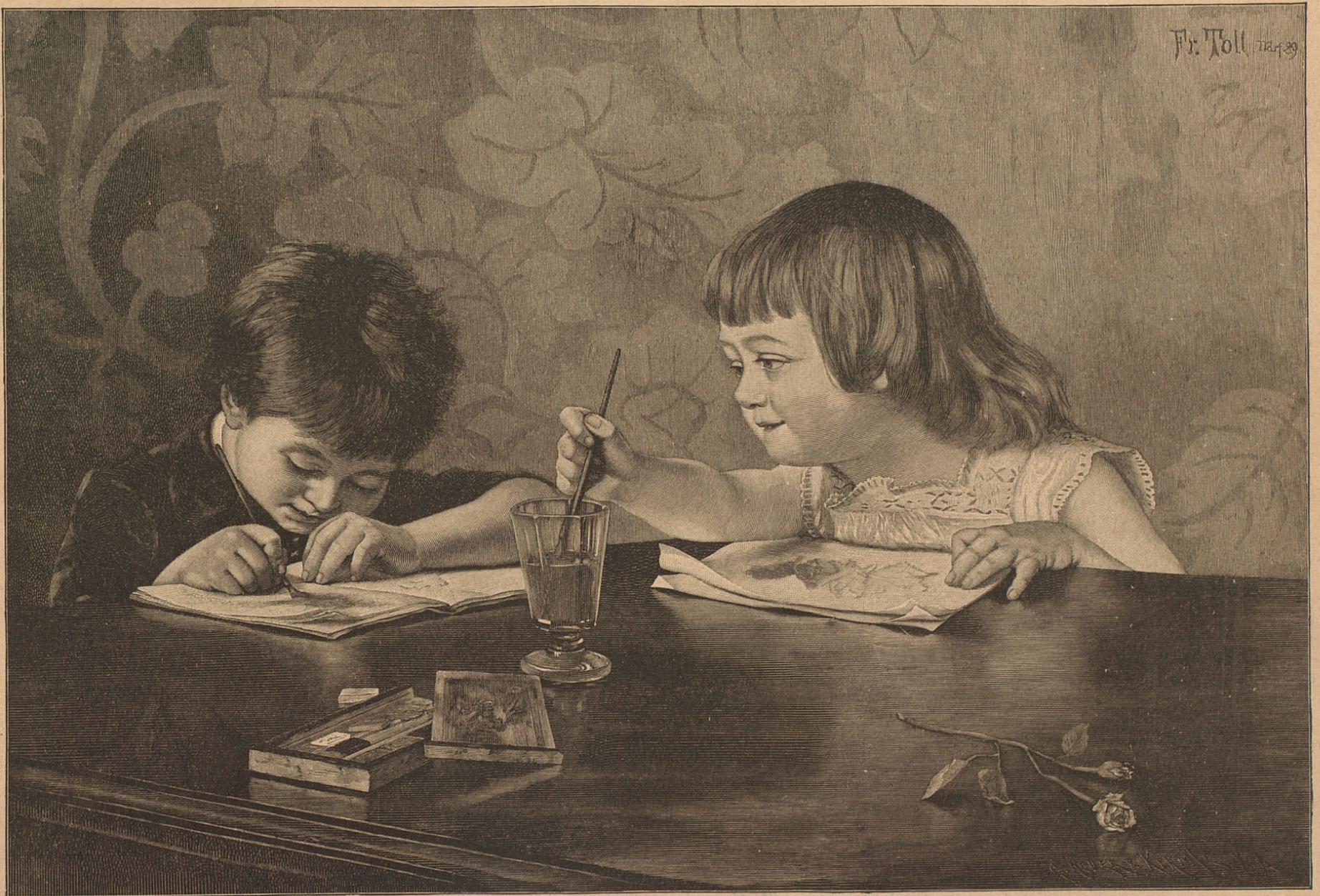
„Der Doktor scheint schlechter Laune,“ sagte Möllner, der eben einen eigentümlich feindseligen Blick des Arztes aufgefangen hatte, „von seinen drei Deputatgläsern hat er das erste noch nicht zur Hälfte geleert.“

„Trinkt Doktor Burkhard so wenig?“

„Niemals mehr als drei Glas an einem Abend; er behauptet, er sei ein einziges Mal in seinem Leben berauscht gewesen und habe davon zwei Jahre lang Kopfschmerzen gehabt. Hat vielleicht seinem Vorgesetzten die Fenster eingeworfen und ist dabei erkrankt worden. Wir wetteten einmal, ihn durch List auf vier Glas zu bringen, aber weil Hertwig als sein zufälliger Nachbar zu faul war, ihm das dritte heimlich wieder voll zu gießen, kam es nicht zur Ausführung.“

„Macht man hier auch so viele Wetten wie in England?“

„Nein, so viele nicht, aber doch zuweilen recht närrische, und gerade die sonderbarste, von der ich jemals gehört habe, wurde in Schlesien gemacht und durch mich zum Austrag gebracht. Ich war von den Familiengütern des Fürsten K. auf dessen Majorats Herrschaft versetzt worden. Gleich in den ersten Tagen befohl mich der Fürst zu sich und sagte: er



Junge Künstler. Gemälde von Fr. Toll.

habe mich mit Absicht hierher berufen, weil ich ihm mit Rat und That helfen müsse; er habe mit einigen Bekannten gewettet, daß seine Schweine schneller laufen könnten, als deren Rennpferde. Ich war starr, aber Durchlaucht lachte nur und gab mir für die Ausarbeitung des Planes einen Tag Bedenkzeit; in zwei Wochen sollte das Wettrennen stattfinden. Jetzt denken Sie sich meine Lage!

In der Not verfiel ich auf folgendes: ich ließ die Schweine von heute an nicht mehr auf diesem Gute füttern, sondern auf einem Vorwerk, wohin eine schnurgerade Allee in zehn Minuten führte; zu jeder Fütterung wurden die Tiere dahin getrieben und kannten so den Weg bald auswendig.

Am festgesetzten Termin kamen die Herren auf ihren Rennern an und lachten den Fürsten schon im voraus aus. Der war aufgeregt, ich auch, am aufgeregtesten aber waren die Schweine, denn sie hatten seit vierundzwanzig Stunden nichts zu fressen bekommen und machten in ihren Roben einen Höllenlärm. Schon wurden die Pferde unruhig. Nun gab der Starter das Zeichen, und in der Sekunde, wo die Stange vor den Rennern fiel, stürzten aus den Roben die Schweine und rafen wie toll geradeaus nach dem Vorwerk. Die Pferde, durch den unerwarteten Anblick samt und sonders scheu geworden, hatten sich noch nicht gefaßt, als meine Schweine bereits an ihre Futtertröge sausten. Der Fürst hatte die Wette gewonnen.

„Ist Fräulein Eva immer so heiter, wenn Möllner da ist?“ erkundigte sich der Doktor bei der Hausfrau.

„Das fragen Sie mit so finsternen Augen?“ lachte die Dame. „Was kümmert es Sie, daß eine Motte sich die Flügel verbrennt! Sehen Sie, er trinkt Ihnen zu, wie aus Dankbarkeit für Ihr Mitleid.“ Und ihr Blick ruhte ergötzt auf den beiden am unteren Tischende, dem feinen Mädchen gesicht und dem häßlichen Glaskopf daneben; der Gegensatz zwischen einem Schmetterling und einem Frosch konnte nicht größer sein.

Gleich nachdem die Tafel aufgehoben war, ging Eva zu den Kindern hinauf, um nachzusehen, ob dieselben schliefen. Ja, das thaten sie, aber das Dienstmädchen hatte vergessen, die Vorhänge zuzuziehen, und hell schien der Mond ins Zimmer, gerade auf Paulas Bett. Doppelt bleich in dem zauberischen Lichte lag die arme Kleine unbeweglich auf ihren Kissen, kein lauter Atemzug hob die Brust, es war, als sei sie tot. Mit furchtbarer Angst beugte das junge Mädchen sich über sie — gottlob! sie rührte sich, öffnete und schloß die Finger und wandte das Haupt nach der Seite. Eva richtete sich vorsichtig wieder auf, nie hatte sie deutlicher gefühlt, wie sehr dieses Kind ihr ans Herz gewachsen war — vielleicht, weil sie in ihrem vereinsamten Leben noch keinem Wesen begegnet war, dem sie zu seinem Glück notwendig gewesen wäre. Und sie wollte es verlassen! Wollte? ... Sie biß die Zähne zusammen, schloß leise die Vorhänge, stand noch eine Weile in stummen Gedanken neben Paulas Bett und ging wieder zu der Gesellschaft hinunter.

Dieselbe hatte sich unterdessen in den anderen Räumen verteilt. Als Eva in das Rauchzimmer trat, welches sie durchschreiten mußte, sagte eben der Bankier: „Am alles in der Welt, Möllner, machen Sie die Thür zu, ich glaube, meine Frau will singen.“ So eilte sie denn, die Dame auf dem Flügel zu begleiten, und kam noch zurecht, bevor Frau Hertwig ihre Abwesenheit bemerkt hatte — die Mutter hatte nicht an ihre Kinder gedacht, nicht einmal an Betty.

„Wo waren Sie so lange?“ fragte Burkhard, der plötzlich neben ihr stand.

Sie antwortete kurz und mit gesenkten Lidern, weil seine Augen einen Glanz hatten, den sie bei jedem andern auf Rechnung des Weins gesetzt haben würde, seit zehn Jahren hatte sie gerade dafür einen besonderen Blick.

„Ich bin während des Abendrots hinter ein Geheimnis gekommen,“ sprach er weiter, und da sie nichts entgegnete, sondern sich nur so sonderbar still an den Flügel lehnte, als fühle sie auf einmal den Boden unter ihren Füßen wanken, fuhr er fort: „Nämlich, daß ein Mädchen imstande ist, heut über einen Verehrer sich lustig zu machen und morgen sich mit ihm zu verloben.“

„Freilich,“ erwiderte sie, „nur die Männer sind Engel!“ Er schüttelte unzufrieden den Kopf. „Nicht diesen Möllner, Eva,“ sagte er weich, „hören Sie dieses eine Mal auf mich; nicht diesen Möllner!“

Da zog ein Leuchten über ihr Gesicht, wie wenn die Sonne auf eine Gewitterwolke scheint. Was? Liebt Burkhard sie? Stand ihr noch eine andere Zukunft offen als schweigendes Dulden — die Rache?

Sie griff nach den Liederheften, die Frau Hertwig inzwischen am unteren Ende des Flügels ausgefucht hatte, legte sie auf das Notenpult und antwortete mit beinahe leichtsinnigem Lächeln: „Sie haben weiblickende Augen.“

Schon näherte sich die Hausfrau.

„Werden Sie mir folgen?“ fragte er schnell.

„Wer kann schon heut wissen, was er morgen thun wird?“ antwortete sie ohne Eile und schlug den ersten einleitenden Accord an.

Mit guter Stimme und leidlichem Ausdruck sang Frau Hertwig einige Lieder eines Komponisten, den sie behauptete, „entdeckt“ zu haben, eine andere Dame ließ sich gleichfalls erbitten, etwas vorzutragen; auch Duette wurden gesungen, bei denen Eva den Alt übernehmen mußte. Alledem hörte der Doktor mit einer Andacht zu, als verstehe er etwas davon, doch war seine hauptsächlichste Betrachtung dabei die, daß unter dem roten Zirkon auf Evas Brust jener Ring ruhte, der in geheimnisvoller Verbindung mit einer Männerfeindschaft stand, von welcher allein Möllner ausgenommen schien. Gerade Möllner! Der Gedanke hatte etwas so Unfaßbares, Lächer-

liches für ihn, etwas zur Wut Reizendes, daß er das Musikzimmer verließ, als der Gutsbesitzer aus der Herrenstube hereinkam.

Bald nach Mitternacht brachen die Gäste gemeinsam auf und standen alle, zum Heimweg gerüstet, den ein lauer Nachtwind und der wunderbar mondhele Himmel besonders genussreich zu gestalten versprach, im Flur, sich noch einmal von den Mitgliedern der Familie verabschiedend. Herr Möllner war der einzige, der zu Wagen gekommen war, und da seine Pferde in einem unerklärlichen Anfall von Wildheit vor dem Landhaus nicht zu bändigen gewesen, hielt der Kutscher jenseits des Gitters auf der Landstraße. Man wollte warten, bis die unruhigen Tiere fort waren, und so war Herr Möllner der erste, der die angelehnte Hausthür öffnete.

Er trat hinaus und prallte in dem gleichen Augenblick so heftig zurück, daß er Burkhard schier über den Haufen rampte.

„Was für ein Hund ist das?“ stammelte er entsetzt, während ihm der Schweiß aus allen Poren brach und sein Gesicht so weiß wurde, wie seine Glase. „Pfui! Welch ein ekelhafter Hund! Und er hat nur drei Beine!“

Die Umstehenden in der Erinnerung daran, daß es hier spuke, aufs äußerste betroffen, zogen sich tiefer in den Flur zurück, nur wenige der Herren hatten den Mut, hinauszublicken; niemand von ihnen bemerkte auch nur die Spur eines Hundes.

„Einbildung!“ sagte Herr Hertwig, und der Doktor ging hinaus, fuhr mit seinem Spazierstock in die beiden Weigeliendbüsche, die, über und über mit Blüten bedeckt, wie zwei Riesensträucher rechts und links vor der Thür standen, schritt auch noch die Länge des Hauses ab und kehrte mit den Worten zurück: „Die Gespenster scheinen nur in Ihrem Kopfe umzugehen, lieber Freund; oder eröffnet einem erst die dritte Flasche Johannisberger eine Einsicht in die Geisterwelt?“

Möllner trocknete sich den Schweiß von der Stirn, lachte gezwungen und sagte: „Wahrscheinlich.“ Dann schüttelte er sich wie unter Einwirkung von Frost oder Fieber und sah wieder zur Thür hinaus. „Der Hund ist fort. Gute Nacht, meine Herrschaften!“ Festen Ganges verließ er das Haus, durchschritt den Garten und fuhr davon.

Die anderen, nunmehr ermutigt, folgten in dichten Gruppen; als sie aus dem Hause waren, befam Frau Hertwig vor Entsetzen über die Erscheinung des Gespensterhundes Weinkrämpfe, und Eva hatte so viel zu thun, sie zu beruhigen, daß ihr keine Zeit blieb für ihre eigenen Nerven. Endlich konnte sie sich zurückziehen, empfand nichts wie tödliche Müdigkeit und fiel sofort in traumlosen Schlaf.

Als sie am andern Morgen erwachte und über das eigentümliche Erlebnis der Nacht nachsann, kam ihr wie eine Erleuchtung der Gedanken, den geisterhaften Hund zum Vorwand für ihren beabsichtigten Weggang zu nehmen. Wem konnte es nach der unheimlichen Erscheinung des gestrigen Abends einfallen, etwas anderes hinter dem Aufgeben einer so vorzüglichen Stellung zu suchen, als die Scheu des natürlichen Menschen vor dem Uebernatürlichen?

Noch im Laufe des Tages erklärte Eva in sehr ruhiger, gleichsam abtinnender Weise, daß sie in diesem Hause nicht bleiben könne. Frau Hertwig sowohl wie ihr Mann waren aufrichtig betrübt über des jungen Mädchens festen Entschluß, spätestens den 1. Juli fortzugehen, doch sie durften nach dem gestrigen Abenteuer nicht wagen, die Furcht vor dem Gespensterhunde für bloßen Aberglauben auszugeben. Das Verlangen der Eltern, den Kindern gegenüber von der bevorstehenden Trennung zu schweigen, deckte sich mit Evas eigenen Wünschen.

Wenige Tage darauf erfolgte die Abreise des Hausherrn nach Karlsbad. Die Kinder hatten eben Unterricht, als der Vater in das Schulzimmer trat, um ihnen Lebewohl zu sagen. Er herzte sie mit Rührung, und zumal der Abschied von Paula, die bitterlich weinte, schien ihm schwer zu werden; hier war eine zarte schöne Stelle in seinem verfesteten Herzen. Zuletzt fragte er die Kleinen, was er ihnen mitbringen solle. „Für Betty eine große Puppe mit natürlichem Haar,“ rief Paula aus ihren Thränen heraus, „damit sie mir die meine nie wieder anrührt.“

„Und dir selbst?“

„Nichts, Papa,“ antwortete sie, ihren Kopf an des Vaters Brust schmiegend. „Kein Mensch kann mir schenken, was ich mir wünsche — einen geraden Rücken und gesunde Beine.“

Der Bankier wandte sich ab, preßte sie noch einmal mit feuchten Augen an sein Herz, reichte Eva stumm die Hand und ging hinaus. Unten am Wagen, jedoch nicht in der Absicht, ihn auf den Bahnhof zu begleiten, erwartete ihn seine Frau; sie küßte ihn, und ohne die leiseste Anwandlung jenes Gefühls, in welchem Theodor Sturm ausrufte:

„Du hast mich geküßt ohne Liebe,  
Das wolle dir Gott verzeihen!“

hob er seinen ungefügen Körper in den Landauer.

Sein Weggang hinterließ keine merkbare Lücke im Hauswesen. Frau Hertwig fühlte sich nie wohler, als wenn ihr Mann abwesend war, Betty dachte stets nur an das, was sie gerade vor Augen hatte, und so war Paula die einzige, die sich nach dem Abwesenden sehnte und von ihm sprach; letzteres ausschließlich gegen Eva, als fürchtete sie, sich etwas zu vergebem, wenn sie den anderen zeigte, was für ein zärtliches Gemüt sich hinter der abstoßenden Außenseite verbarg.

Eines Nachmittags — es war ein glühend heißer erster Junitag, und alle Kreatur lehzte nach Regen oder einem abkühlenden Gewitter — trug Eva in Frau Hertwigs Auftrag, wie schon öfter, einer schwer erkrankten ehemaligen

Wäscherin, die früher auch im Hertwigschen Hause beschäftigt gewesen war, Leinenzeug und Erfrischungen in die Stadt.

Die Aermste lag ohne Pflege, erst zum Abend konnte ihre Tochter aus der Arbeit zurückkommen. Das Trinkwasser war warm und schal geworden, und eine erstickende Schwüle machte das Atmen in der Dachstube zur Qual.

Eva öffnete die Fenster und holte frisches Brunnenwasser aus dem Hofe, sprengte die Diele, fegte und wollte eben der Alten, die sich mit müder Dankbarkeit alles gefallen ließ, die Kissen aufschütteln, als sie Doktor Burkhard auf der Treppe reden hörte. Im Nu war sie in der anstoßenden Kammer, von wo sie der Kranken zurief: „Wenn Sie sagen, daß ich hier bin, so komme ich nie wieder zu Ihnen.“ In ihrem Versteck hatte sie Zeit, über die närrische Anlage mancher Menschen zu lächeln, daß sie sich lieber bei einer schlechten Handlung ertappen lassen, als bei einer guten.

Noch im Hereintreten sprach der Doktor heiter scheltend zu einem Hündchen, das vor Freude über seinen Besuch halb toll zu sein schien; nun rannte es in die Kammer, bellte, sprang an Eva in die Höhe und hätte sie verraten, wenn die Kranke es nicht hastig zurückgerufen hätte. Dem Arzt fielen zunächst die auf dem Tisch ausgebreiteten Gaben auf. „Wieder von Frau Hertwig?“ fragte er gleich. „Wer hat sie gebracht?“

„Das Fräulein.“

„Hat das Fräulein die Stube gefegt und das frische Wasser hier geholt?“

„Ja.“

„Im.“ Er nahm das Blechgefäß mit dem Wasser, goß von dem Fruchtfaß hinein, den Eva gebracht hatte, und gab der Lebenden zu trinken.

„Ist sie schon lange fort?“ erkundigte er sich.

„Nein,“ versetzte die Frau leise und verstand nicht den Blick, den der Doktor auf die besprengte Diele heftete, während er vor sich hin zitierte: „Ich fühl', o Mädchen, Deinen Geist der Füll' und Ordnung um mich säufeln.“

Eva nebenan vernahm diese Worte, und das Herz schlug ihr zum Herzspringen. Faust? Ha, der Vergleich paßte vortrefflich! Wie Gretchen war sie ihm einst arglos und hingebend in die offenen Arme gestürzt. Alle Geister der Rache erwachten aufs neue in ihrer Seele; hätte sie ihn in diesem Augenblick durch ein Zucken ihrer Hand vor Todesgefahr schützen können, sie wäre unbeweglich geblieben.

Inzwischen hatte sich Burkhard der Kranken zugewandt, hörte geduldig ihre Beschwerden an und redete ihr freundlich zu. Eva wußte von Frau Hertwig, daß der Fall aussichtslos war, aber dem Zuspruch des Arztes nach konnte die arme Alte hoffen, wiederhergestellt zu werden. Trostreich und ermutigend klang seine Stimme, sein ganzes Wesen atmete Menschenfreundlichkeit und edles Erbarmen. Endlich ging er.

Sofort kam Eva heraus, sie hatte rote Lider und sah abgepannt aus. Auch hörte sie nur zerstreut, während sie das Lager etwas bequemer herrichtete, auf die Lobspprüche, die dem „guten Herrn“ gesendet wurden, gab der Alten dann mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, die Hand und verließ das Zimmer.

Ihr schwindelte, es war ein unerträglicher Geruch in der Kammer gewesen. Mit stechenden Kopfschmerzen trat sie hinaus auf die Straße. Hier lag breit und sengend die Sonne auf dem Pflaster, jeder Stein schien ihre Hitze mit verdoppelter Glut zurückzuwerfen. Eva suchte die Schattenseite auf, mußte aber einiger Besorgungen wegen ein paar Mal über freie Plätze. Von der blendenden Helle thaten ihr die Augen weh, die Füße wurden ihr so eigentümlich schwer, daß es ihr war, als käme sie nicht mehr bis nach Hause. Sie beschloß, zu Frau Karwege zu gehen und dort abzuwarten, bis ihr wieder wohler sei.

Kurz vor deren Hause stieß sie auf Doktor Burkhard, der mit einem Herrn und einer jungen, sehr auffällig ganz in Rot gekleideten Frau die Straße daherkam. Seinen betroffenen Blick bemerkte sie nicht, wohl aber dünkte es sie, daß die Dame sie mit besonderem Anteil mißlere. In ihrer krankhaften Spannung glaubte sie, in derselben eine Gefährtin vom Seminar zu erkennen, stand eine Sekunde da wie vernichtet und hastete dann zu ihrer Gönnerin hinauf, der sie mit den Worten: „Mir ist nicht gut!“ ohne weiteres ohnmächtig in die Arme fiel.

Frau Karwege, geistesgegenwärtig, wie sie unter allen Umständen blieb, trug ihren unerwarteten Gast mit Hilfe des Dienstmädchens in das kühle Besuchszimmer, löste Evas Kleider und legte ihr ein nasses Handtuch auf den Kopf. Zudem kam hastig vom offen gebliebenen Flur herein Doktor Burkhard.

„Was giebt's mit Fräulein Eva?“ fragte er. „Sie sah erbärmlich aus auf der Straße.“ Und Frau Karwege einfach beiseite drängend, beugte er sich über das junge Mädchen, nahm die erkalteten Hände in die seinigen und legte sein Ohr an ihr Herz.

In diesem Augenblick, da er sie zum erstenmal berührte, wurde ihm so sonderbar zu Mut, wie ihm nie in seinem ganzen Leben geschehen war; ein heißer Strom flutete durch seinen Körper, ein fremdes, wunderbares, halb schmerzliches, halb seliges Gefühl stürmte auf ihn ein. „Ich kann den Herzschlag nicht hören!“ rief er aufgeregt, schob das Kleid weg und horchte schärfer hin. Ein harter Gegenstand drückte gegen seine Ohrmuschel, mechanisch nahm er denselben in die Rechte und lauschte. Gottlob, das Herz schlug! Als er den Kopf hob, war er fast ebenso blaß wie die Ohnmächtige. „Bringen Sie Essig,“ befahl er dem Dienstmädchen, das noch mit offenem Munde da stand.

Jetzt öffnete er die Hand und sah, was er darin festgehalten hatte. Einen Ring. Aha, derselbe mußte es sein,

mit dem Frau Hertwig sie neulich geneckt hatte. Er blickte näher hin — noch näher — ließ die Schnur mit dem Ringe fallen, richtete sich auf und stand da, wie vom Blitz getroffen.

Frau Karwege, die unterdes nach kölnischem Wasser gesucht hatte und nun mit einem Fläschchen herzuwühlte, hörte, wie er fassungslos murmelte: „Genoseva.“

„Still!“ wehrte sie, nahm dem Mädchen den Essig ab und schickte es hinaus.

„Toni, es ist ja Genoseva! Genoseva Müller!“ flüsterte er außer sich.

„Warum nicht gar!“ gab sie leise zurück und begann mit fliegenden Händen Evas Schläfen einzureiben.

„Wie? Ist dies nicht mein eigener Siegelring, den ich ihr an jenem verwünschten Balle gegeben haben soll? Hier, überzeugen Sie sich: J. B. Nun ist mir alles klar, die Ähnlichkeit, der ich nie auf den Grund kommen konnte — dieser Haß — ihre unerklärliche Anziehungskraft für mich — die Sache lief also schon damals auf körperlichen Magnetismus hinaus, ha ha . . .“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und gehen Sie nach Hause, Burkhard,“ sagte Frau Karwege ärgerlich, „mit einer Ohnmacht kann ich allein fertig werden.“

Und wirklich nahm der Doktor seinen Hut, den er vorhin aus Eile mit in das Zimmer gebracht hatte, stülpte ihn über sein dichtes blondes Haar und stürzte hinaus, kehrte jedoch gleich wieder mit ihm zurück, warf ihn auf den Flügel und knirschte: „Ich kann sie doch nicht in diesem Zustande verlassen! Sie haben es von Anfang an gewußt; warum ließen Sie mich eine so lächerliche Rolle spielen und klärten mich nicht auf?“

„Weil sie in diesem Falle schon den ersten Tag davon gelaufen wäre, anstatt sich nur sofort wegzumelden.“

„Das hat sie getan?“

„Gleich bei ihrer Ankunft, und vor ein paar Tagen teilte sie mir mit, daß sie den 1. Juli nach Süddeutschland geht.“

„So!“ Mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Wut, Schmerz und Liebe sah er auf Eva nieder; noch lag es wie Schatten des Todes über ihrem Gesicht. „Toni, Toni,“ sprach er kopfschüttelnd, „wenn ihr Weiber schon einmal schweigt, so ist's gewiß an der falschen Stelle!“

Damit nahm er ihr das Fläschchen mit dem kölnischen Wasser aus der Hand, begoß und rieb Evas Pulse, legte ihren Kopf tiefer und wartete, mit einer Art grimmiger Wonne ihre Rechte in der seinen festhaltend, bis sie zu sich kam. Sehr langsam, sehr allmählich geschah es. Bevor sie das Bewußtsein völlig zurückerlangt hatte, war der Doktor verschwunden.

„Mir war so elend von der Hitze; verzeihen Sie, daß ich Ihnen Umstände machte,“ waren des jungen Mädchens erste Worte.

Statt aller Erwiderung beugte sich Frau Karwege über das Sofa, küßte sie auf das Haar, streichelte ihre Hände und hatte das schlechteste Gewissen von der Welt.

Nach einer Weile richtete sich Eva auf, brachte ihren Anzug in Ordnung und erkundigte sich dabei: „Wissen Sie zufällig, wer die Dame in Rot war, mit der Doktor Burkhard vorhin über die Straße ging?“

„Die Frau des Bürgermeisters, ich sah sie vom Fenster aus.“

„Hat diese Dame nicht vor neun oder zehn Jahren ihr wissenschaftliches Examen gemacht?“

„Nein, sie ist berühmt durch ihr Gegenteil von wissenschaftlicher Bildung.“

Eva atmete auf; es war wirklich nur ein Kampf mit Windmühlensflügeln, wie einst Frau Karwege ihre Angst vor dem Erkanntwerden genannt hatte — eine eingebildete Gefahr, unwert der Aufzehrung ihrer besten geistigen Kraft. Auch war sie in vier Wochen frei, erlöst! Ein neues Leben sollte dann für sie aufgehen.

Sie war in fröhlicher Stimmung denn sonst, als sie sich von Frau Karwege mit warmem Dank für die freundliche Fürsorge empfahl und ein wenig bleich zwar, aber wieder vollkommen wohl, den Heimweg antrat. Am Abendhimmel zog ein Gewitter herauf, sie mußte eilen, um ihm entrinnen zu können.

Eine Woche verstrich, ohne daß Doktor Burkhard sich in der Hertwigischen Familie hätte sehen lassen. Die Hausfrau forschte eines Nachmittags, während sie neben Eva in der Laube saß, bei dieser, ob sie ihn gekränkt habe.

„Ich — ihn?“ gab die junge Dame zurück. Die Geschichte ihrer letzten zehn Jahre lag in den beiden Worten, doch Frau Hertwig hörte nichts wie eine gewisse Geringschätzung heraus und meinte: „Undankbare! Er ist noch nie zu einem jungen Mädchen so lebenswürdig gewesen, wie zu Ihnen. Neulich wurde er förmlich eifersüchtig, als Sie so vergnügt mit Möllner waren. Aber auch der scheint Ihnen untreu geworden; es ist kein Verlaß mehr auf die Männer!“

Eva lächelte; den Morgen nach der verhängnisvollen Gesellschaft hatte Möllner schriftlich um ihre Hand angehalten und war so zart wie möglich abgewiesen worden. „Wo übernatürliche Mächte sich ins Spiel mischen —“ begann sie.

„Um Himmelswillen, reden Sie nicht etwa von dem Gespensterhund, ich bekomme alle Zustände, wenn ich daran erinnert werde. Mein Mann muß jetzt selbst einsehen, daß wir nicht länger hier wohnen können. Und wenn wir erst in einem andern Hause sind, wo keine unheimlichen Geister umgehen, daß man sich fürchten möchte, abends vor die Thür zu treten, dann, Fräulein Eva, kehren Sie zu uns zurück, nicht wahr? — Nein, nein, machen Sie nicht ein so unglückliches Gesicht, ich bin Ihnen nicht böse, daß Sie uns verlassen. An Ihrer Stelle würde ich es auch nicht an einem solchen Orte aushalten.“

Nichts bedrückt ein aufrichtiges Gemüt mehr, als die Notwendigkeit des Verheimlichens. Eva hätte weinen mögen, so gereizt und innerlich gedemütigt fühlte sie sich schon; dennoch würde sie sich lieber die Zunge abgebissen als ver-raten haben, was eigentlich sie von hier forttrieb.

Frau Hertwig beobachtete heimlich, wie die feinen dunklen Brauen sich immer düsterer zusammenzogen und die Hände mit der Häkelei zuletzt auf den Tisch sanken. Es schien ihr, als seien jene schmalen, spitz zulaufenden Finger in der letzten Zeit noch schlanker geworden, wie es vorkommt, wenn das Geistige im Menschen plötzlich überwiegt.

Ein kleiner goldgrün und braun schillernder Käfer flog heran und setzte sich auf Evas rosigen Daumen. Sie merkte nichts davon, nichts von den summenden Bienen und den Schmetterlingen, die über den Rosengruppen, den Reiseda- und Heliotropabatten hingen. Nun klang Betty's helles Lachen vom Gemüsegarten herüber, wo sie der Köchin Radieschen und Gurken aus den Frühbeeten herausnehmen half. Eva raffte sich aus ihrer Verunkenheit auf, blies das Käferchen an, daß es die Flügel ausspannte und davon schwirrte und fragte: „Darf ich jetzt Paula herunterholen?“

„Erst in zehn Minuten,“ entgegnete mit einem Blick auf ihre Taschenuhr Frau Hertwig. „Eine Stunde Stuben-arrest für solches Betragen ist eigentlich noch viel zu wenig.“

„Gnädige Frau, für die peinlich ordentliche Paula mußte es unerträglich sein, zu sehen, wie Betty ihr eigenes Buch beschmutzte.“

„Aber aus der Hand reißen durfte sie es ihr nicht.“

„Nein, das war unartig; indessen in der Sache selbst hatte sie recht.“

„Wenn Sie nur Ihr Herzblatt verteidigen können!“ versetzte die andere achselzuckend. „Meinetwegen, holen Sie sie jetzt herunter; doch sie muß Betty abbitten.“

Eva begab sich in das Schulzimmer, wo sie ihren Schützling auf einem Fußbänkechen kauend und in einem Märchenbuche lesend fand. Die Kleine war in ein weißes Tuch gehüllt und erklärte sofort: „Mama soll nicht etwa denken, daß ich heut überhaupt noch in den Garten komme; sie kann mit Betty allein drin sitzen! Seit Papa fort ist, ist noch kein Tag vergangen, wo sie mich nicht gestraft hätte. Und warum? Weil ich häßlicher und ordentlicher und sauberer bin als Betty.“ Empörung, Trotz und körperliches Unbehagen entstellten ihr Antlitz in einem Grade, daß Eva begriff, wie eine ausschließlich auf das Äußere bedachte Mutter wie Frau Hertwig sich von solch einem Kinde abwenden konnte. Kein gütliches Ermahnen half, und das junge Mädchen mußte jetzt selbst einlenken, als die bloße Andeutung, daß sie Betty abbitten müsse, Paula in die leidenschaftlichste Wut versetzte. Sie zitterte an allen Gliedern, und es wäre nicht bloß vergebens, sondern auch gefährlich gewesen, sie in dieser Verfassung zu etwas zwingen zu wollen.

Eva zog das Kind beschwichtigend an sich heran; seine Hände glühten jetzt, die Stirn war rot und heiß. „Bist du krank?“ fragte sie besorgt.

„Nein, ich habe etwas Halschmerzen, und vorhin fror ich so, aber Sie wissen ja, ich bin immer ein solches Jammergeschöpf; jetzt ist mir schon wieder warm,“ erwiderte die Kleine heiser und noch immer bebend vor Aufregung, nahm das Tuch ab, faltete es zusammen und legte es an seinen Platz.

Es stand für Eva fest, daß Paulas ungeberdigem Benehmen eine körperliche Ursache zu Grunde liegen mußte. Sie teilte ihre Befürchtung Frau Hertwig mit, doch diese schob alles auf Eigensinn.

In der Nacht schloß Paula kein Auge, und Eva, die voller Sorge bei ihr gemacht hatte, setzte es den nächsten Morgen durch, daß der Wagen nach Doktor Burkhard geschickt wurde. Nun mußte Frau Hertwig hören, daß das Kind ernstlich krank sei. Der Arzt drang auf die Entfernung von Betty, um jeder Ansteckung vorzubeugen, und wünschte für Paula eine besondere Krankenwärterin, wenn nicht vielleicht mit Rücksicht auf die große Vorliebe der Kleinen für Fräulein Müller diese selbst sich entschloffe, die Pflege tagsüber zu übernehmen; bezüglich der Nachtwachen würde er für Diakonissinnen sorgen. Er sagte das sehr förmlich und ohne Eva dabei anzusehen. Letztere hätte es für undenkbar gehalten, das kranke Kind zu verlassen; sie willigte auf der Stelle ein.

„Aber es wird eine anstrengende Zeit für Sie werden, gnädiges Fräulein,“ sagte der Doktor, als Frau Hertwig eben jetzt schnell in den Flur hinausging, um Betty, welche die Treppe heraufsprang, von dem Eintritt in das Zimmer zurückzuhalten.

„Darauf kommt es nicht an, wenn nur das Kind gesund wird,“ entgegnete Eva.

Er schwieg; da mußte sie, daß es auf Leben und Tod gehen würde.

Anfangs hatte es jedoch nicht diesen Anschein. Die kleinen roten Flecke auf Gesicht und Brust schienen Paula nicht zu belästigen, nur über Halschmerzen und Hitze klagte sie. Solange Eva oder die Diakonistin bei ihr war, blieb sie freundlich und geduldig, sobald indes ihre Mutter in die Stube trat, wurde sie unruhig, gereizt, oder sie kehrte sich gegen die Wand und stellte sich, als ob sie schlafe.

„Warum bleibt Mama nicht bei Betty?“ fragte sie einmal, gleich nachdem Frau Hertwig auf den Zehen hinausgeschlichen war, um das vermeintlich schlummernde Kind nicht zu wecken. „Wenn ich so rot im Gesicht bin, wie an den Armen und der Brust, so bin ich doch nicht gerade schöner als sonst.“

„Betty ist bei eurer Tante Agathe zu Besuch, mein Herzchen, Mama ist allein.“

„Ach so, da bin ich gut genug,“ murzte die Kleine. Nur wenn neben ihrer Mutter der Doktor hereinkam, hellten

sich ihre Blicke auf; ihn liebte sie, er hatte stets ein Herz für ihre Leiden gehabt.

Die meisten Menschen bedürfen eines Hintergrundes, um sich in ihrer vollen Bedeutung abzuheben; sehr oft — aber nicht immer — bildet diesen Hintergrund der Beruf. Doktor Burkhard in Gesellschaft, im Garten, auf der Straße, wäre in Evas Augen, wenn sie von ihrem Haß hätte absehen können, nichts wie ein ziemlich eingebildeter, dabei gutmütiger und lebenswürdiger Mensch gewesen: am Krankenbett aber erhob er sich zu einer Größe, die sie gegen ihren Willen bewundern mußte. Wenn es ihr in der Erinnerung war, als habe damals bei der alten Wäscherin (die zwei Tage nach ihrem Besuch an jenem heißen Nachmittag gestorben war) seine Stimme aufmunternder, frischer geklungen, so irrte sie sich nicht. Auch sein Wesen, wenigstens gegen sie selbst, war verändert, steif, gleichsam befangen; was ihr besonders auffiel, war, daß er sie nur noch mit „gnädiges Fräulein“ anredete, als habe er seine Abneigung gegen ihren Familiennamen nunmehr auch auf Eva übertragen. Ueberhaupt richtete er nicht oft das Wort an sie, sondern gab seine Aufträge in ihrer Gegenwart an Frau Hertwig.

Eines Nachmittags stieg das Fieber bei Paula plötzlich sehr hoch, sie begann irre zu reden und wollte aus dem Bett. Glücklicherweise hörte Eva im Park soeben Doktor Burkhard's Hündchen bellen, dasselbe, welches sie damals bei ihrem Armenbesuch beinahe an den Arzt verraten hätte; er hatte es nach dem Tode der Alten an sich genommen, und es begleitete ihn auf allen seinen Wegen. Sie klopfte hastig an das Fenster und bedeutete ihm, sich zu beeilen, denn sie fürchtete, er würde sich bei Frau Hertwig unten im Wohnzimmer aufhalten. Im Nu war er oben und merkte sogleich, wie es stand.

„Kennst du mich, mein kleines Mädchen?“ fragte er, Paula an beiden Händen festhaltend.

„Ach freilich!“ rief diese aufgeregt, „aber lassen Sie mich los, sie nimmt schon wieder meine Puppe.“

„Nein, wir erlauben es ihr nicht,“ beruhigte er mit starker Stimme, worauf sie sich zufrieden gab und in die Kissen zurücksank.

„Wir werden ihr heut eine stärkere Dosis Chinin geben,“ sprach der Arzt, indem er sich auf den Bettrand setzte, „bitte, gnädiges Fräulein, reichen Sie mir die Pulver und das Wasser.“ Eva stellte beides auf das Tischchen am Bett; kaum jedoch ließ er Paulas Arme los, so machte dieselbe Miene, sich zu erheben. „Sie müssen es selbst besorgen,“ sagte er, die Hände des Kindes wieder ergreifend. „Schütten Sie zwei Pulver in das Glas. So. Es ist genug Wasser. Sie muß durchaus alles hinunter schlucken.“

Aber wie Eva sich auch bemühte, das Glas mundgerecht zu halten, es glückte ihr nicht, weil der Doktor im Bege saß. Endlich kniete sie am Bett hin und konnte nun bequemer an Paula heran. Diese weigerte sich, den Mund zu öffnen; erst nach vielem Bitten gab sie nach und nahm langsam Schluck um Schluck die Arznei. Währendem sah der Doktor auf das junge Mädchen nieder. Den vollen braunen Haarfringeln, die sich dicht vor seinen Augen unter dem Hauch seines Mundes bewegten, entströmte ein feiner süßer Duft. Wie neulich bei Frau Karwege fühlte er, daß der Zauber, den Eva auf ihn ausübte, ein unwiderstehlicher war, daß er sie hätte lieben müssen, selbst wenn sie ihm als einfältig, ungebildet, unter fragwürdigen Verhältnissen entgegengetreten wäre; deshalb eben hatte er ihr damals, als er sie zum Tanz führte, bedingungslos unterliegen müssen.

Eine eigene Beklemmung schnürte ihm die Brust zusammen; er sagte sich, daß die Gelegenheit, sie allein zu sprechen, sich sobald nicht wieder finden würde, und reden mit ihr mußte er in diesen Tagen — wie durfte sie denn den ersten Juli von ihm gehen, womöglich auf Nimmerwiedersehen! Sein ganzes Inneres bäumte sich gegen diesen Gedanken auf. Eben hatte Paula den letzten Schluck genommen, und das junge Mädchen erhob sich.

„Sie haben so schönes Haar, wie Ihre Schutzpatronin, die heilige Genoseva,“ sagte er, seinen Mut zusammennehmend. Sprachlos starrte sie ihn an. Er wußte —!

Eine große, entsetzliche Ruhe kam über sie. So steht wohl ein Mensch da, der unter einem Gewitter seinem Hause zuschreiten wollte und vor dasselbe hintretend entdeckt, daß der Blitz es getroffen hat und alles über und über in Flammen steht: retten kann er nichts mehr, höchstens mitverbrennen kann er noch. Eva war es, als sähe sie so das Gebäude ihrer Ehre zerstört.

Sie hatte das Arzneiglas mechanisch auf das Tischchen gestellt und war ein paar Schritte zurückgewichen, als müsse sie auch sichtbar einen gewissen Raum legen zwischen sich und diesen Mann.

„Ja, ich bin Genoseva Müller,“ begann sie nach einer Pause mit gedämpfter Stimme. „Ich hatte in England nicht ahnen können, daß Sie hier leben, sonst wäre ich nicht an diesen Ort gekommen.“

Er nickte, als glaube er ihr das ohne weiteres, strich sanft an Paulas Fingern nieder und legte diese übereinander; das Kind lag jetzt still, wie wenn es schlief.

„Frau Karwege hätte Ihnen zugleich mit meinem wahren Namen sagen sollen, daß —“

„Toni Karwege,“ unterbrach der Doktor, „könnten Sie foltern, ehe sie ein Geheimnis preisgäbe. Und damit Sie nur gleich wissen, wer es mir verraten hat: der Ring, den Sie an Ihrem Halse tragen. Denn als ich Ihnen neulich auf der Straße ansah, daß Sie krank wurden, sprang ich Ihnen zu Toni nach und — und erkannte daran, wer Sie waren.“

(Fortsetzung folgt.)



Kanal in Venedig.

Gemälde von J. R. Unterberger.

## Vom Lachen und Lächeln.

Nachdruck verboten.

Ein durchaus zutreffenden und umfassenden Begriff für dasjenige, was man unter allen Umständen Lachen und Lächeln nennt, giebt es wohl nicht. Allerdings lachen wir, wenn wir z. B. einen Menschen hin- und herwanken sehen, der vergebens sein europäisches Gleichgewicht herstellen will. Der Mann hat über den Durst getrunken, denken wir, und dieser Anblick macht uns Spaß. Wir gehen ihm näher, wenn er hinfällt, um ihm beizustehen; aber siehe da — jetzt machen wir die Bemerkung, daß der Unglückliche keineswegs des Bieres oder des Weines voll war, sondern vom Schläge getroffen wurde. Wir lachen nicht mehr, vielmehr beschleicht uns das Gefühl der Wehmut.

Das Lächerliche liegt also nicht im Gegenstande selbst, sondern im Urtheil des Menschen von demselben.

Im allgemeinen kann man sagen, daß das Lachen das Gegenteil des Ernstes ist und daß dasjenige, was uns das Lachen abnötigen soll, uns interessieren, d. h. auf unsere Empfindung einwirken muß; das Langweilige, Unleidliche und Nüchternen wird uns nie zum Gelächter reizen.

Jean Paul nennt das Lachen den „sinnlich angestaunten, unendlichen Unverstand“, bei welcher Definition aber man fragen möchte, ob der berühmte Humorist sie selbst verstanden habe. Deutlicher klingt es schon, wenn wir behaupten, das Lachen ist ein erfrischender Tau, der uns von der Alltäglichkeit reinwäscht und uns in die Gefahr des Absonderlichen versetzt.

Lächerlich werden wir demgemäß dasjenige nennen dürfen, was Lachen erregt, sei es durch den Scharfsinn der Unterschiede oder durch den Witz, welcher Ähnlichkeiten der Dinge aufspürt, oder durch die Seltsamkeit, das Auffallende und Abenteuerliche der einzelnen Gegenstände. Man sieht schon hieraus, daß auch der Begriff des Lächerlichen ein sehr relativer ist. Er richtet sich nach den verschiedensten geistigen Standpunkten: Künstler, Gelehrte, Kaufleute, der Pöbel haben nicht immer dieselbe Veranlassung zum Lachen, und sie sind über das Lächerliche nicht stets gleicher Meinung.

Ganz dasselbe gilt auch betreffs des Lächelns. Gar oft

lächeln wir nur deshalb, weil wir fühlen, daß ein ernsthaftes Gesicht hier nicht passen würde; zuweilen dient das Lächeln bloß dazu, um eine leidenschaftliche Regung zu verbergen. Das Lächeln kann der Ausdruck der Künstelei, der Geringschätzung, aber auch der Selbstbeherrschung sein.

Laut zu lachen in guter Gesellschaft, ohne daß man dafür einen sehr triftigen und schlagenden Grund angebt, verstößt gegen die gute Sitte. Auch kann man dadurch leicht in den Verdacht kommen, als wenn man nicht gerade zu den Geistesreichen gehörte, denn der Dumme lacht über alles, d. h. über tausend Sachen, die den Klugen entweder gar zu wenig interessieren oder ihn viel mächtiger ergreifen, als daß er über sie lachen könnte.

Natürlich giebt es außer den soeben gestreiften verschiedenen Arten des Lachens und Lächelns auch eine solche, die gleichsam angeboren ist: z. B. das erste Lächeln, welches sich auf des Kindes Angesicht zeigt, indem es das liebevolle Lächeln der Mutter erwidert. Augenscheinlich ist in diesem Falle die Reflexbewegung nur der Ausdruck des Wohlseins und Behagens. Das Kind lächelt instinktmäßig, weil es die Mutter instinktmäßig liebt und weiß, daß die Mutter bemüht ist, ihm Freude und Glück zu bereiten.

Neben diesem Lachen und Lächeln der Liebe kennen wir freilich auch ein Hohngelächter der Verzweiflung; aber auch hier ist es der Ausdruck der tiefen Empfindung und der instinkartigen Nervenreizung. Es stellt sich ein, wenn der vernichtete, von des Schicksals Mächten überwältigte Mensch zwar seinen Untergang sieht, doch mitten in der zerstörenden Gewalt seinen Willen frei fühlt und dem Unvermeidlichen Trotz zu bieten sucht.

Neben dem Hohngelächter giebt es auch ein Hohnlächeln; es ist dies das hämische, grinsende Lachen, welches eine diabolische Gemüthsverfassung verrät. Mephistopheles lacht nicht, sondern lächelt nur spöttisch, wenn er das ängstliche Streben und Ringen des Faust betrachtet, womit dieser die edelsten Kräfte des Menschen entfesselt, um das Höchste und Edelste zu erreichen.

Das Lächeln der Erhebung und das Lachen der Verzweiflung, das Lachen des Schmerzes und das der Schadenfreude, das Lächeln der Liebe und das Hohngelächter der

Hölle — wie verschiedenartig sind doch diese Kundgebungen der menschlichen Empfindungen!

Aus dem Gesagten ersieht man, daß das Lachen und Lächeln, das Grinsen und Nichern nicht bloß in einer gewissen Bewegung des Mundes und in einer Erschütterung des Zwerchfelles besteht, sondern daß das Lachen der unartikuliert sprechende Repräsentant der verschiedensten Affekte und Leidenschaften ist. Es vertritt zuweilen eine Antwort, eine Erklärung; es ist ein gegebenes Räthsel, das größtenteils die Umstände auflösen.

Trefflich hat schon ein alter Philosoph durch Beispiele die Art und Weise dieser Empfindungsthätigkeit bezeichnet. Ein junger Mann z. B. gesteht einem Mädchen seine Liebe; dieses erwidert mit einem Lächeln; das kann nach Umständen bedeuten: ich glaube nicht an die Wahrheit dieser Liebe, oder: mein höchster Wunsch ist erreicht, oder: ich kann Ihre Liebe nicht erwidern, oder: sprechen Sie mit meinen Eltern.

Merkwürdigerweise machen wir die Beobachtung, daß die ausgezeichnetsten Humoristen und Satiriker, welche zahllosen Zuschauern auf der Bühne oder den Lesern ihrer Werke unendliche Freude bereitet und zuweilen ein homerisches Gelächter hervorgerufen haben, oft selbst nie lachen oder im besten Falle nur lächeln. Ich verweise in dieser Beziehung bloß auf den unsterblichen Miguel Cervantes, den Verfasser des Don Quixote, welcher Zeit seines Lebens von Schwermut geplagt wurde, und auf Molière, den Dichter so vieler lustiger Stücke, der seine Traurigkeit stets unter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen suchte. Der Gram war das ganze Leben Molières hindurch dessen unzertrennlicher Gefährte. Der englische Satiriker Sterne mit seiner unerschöpflichen Laune und seinem unvergleichlichen Witz hatte ein Gesicht, wie man es nicht trüblicher und abschreckender denken kann; wenn man diesen kleinen Mann mit weißer Perücke und blaßgelbem, galligem Antlitz vorübergehen sah, hätte niemand gesagt, daß dies der Verfasser von Tristram Shandy sei, jenem kostbaren Roman, welcher in seiner Art unvergleichlich dasteht. Ferdinand Raimund, dieser herrliche Dichter so vieler lustiger Sachen, war nie zum Lachen zu bewegen, und wenn er die drolligsten Geschichten erzählte und andere sich vor Lachen wälzten, verzog er keine Miene.



Vergnügte Liebesleute. Gemälde von Jgler.

Dies ist auch der Fall bei zahlreichen Komikern, die ernst bleiben, wenn bei anderen das Zwerchfell zu springen droht. Bezeichnend in dieser Beziehung ist eine Anekdote, welche man sich von dem berühmten Harlekin Bianzolelli erzählt, dessen Sprünge und Possen einst ganz Paris belustigten. Eines Tages trat ein Mensch in das Zimmer eines der ersten Merzte von Paris und bat ihn um Hilfe gegen ein Uebel, das sich nicht ausrotten lasse. Der Arzt fragte ihn über die Natur seines Schmerzes, und der Fremde erwiderte, die Krankheit sei eine tiefe Melancholie, die ihm das Leben unerträglich mache. „Da müssen Sie guten Wein trinken!“ erwiderte der Arzt. „Ich habe die allerbesten Weine in meinem Keller,“ antwortet der Unbekannte, „sie helfen mir aber nichts gegen meinen Spleen!“

„Versuchen Sie es nur einmal mit Reisen.“  
 „Ich habe ganz Europa durchkreist, der Gram hat mich nicht verlassen.“

„Nicht möglich! Das ist etwas stark! Doch giebt es noch ein Mittel: gehen Sie jeden Abend in die italienische Comödie, da werden Sie den berühmten Harlekin Bianzolelli spielen sehen; seine Possen und Scherze werden Sie schon aufheitern.“

„Ach, mein Herr,“ erwiderte der Kranke, „ich sehe schon, meine Melancholie ist unheilbar — ich bin selbst Bianzolelli!“  
 Etwas Ähnliches ist übrigens Raimund während eines hypochondrischen Anfalles in München begegnet.

Auch die Geschichte berichtet uns von einigen berühmten Männern, welche nie oder doch wenigstens äußerst selten gelacht haben. Wenn man den Historikern Glauben schenken darf, so hat der griechische Feldherr Hofion weder je gelacht, noch geweint. Kato lachte nur ein einziges Mal in seinem Leben, aber dabei sehr stark. Die Römer nannten daher ein andauerndes heftiges Lachen ein katonisches. Sokrates hatte immer ein gütiges Lächeln auf den Lippen, während das Lächeln des Demokritos ein ironisches war.

Ein Ausspruch im Talmud lautet: „Den Menschen erkennt man am besten an seinem Lachen und an seinem Zorne.“ Und in der That ist das Lachen für den Charakter eines Menschen sehr bezeichnend, und im Sprichwort spiegelt sich das Volksurteil über Art und Weise des Lachens aus: „An vielem Lachen erkennt man den Narren!“ Dies muß sich derjenige sagen lassen, der über die größten Kleinigkeiten lacht. Der Sinn des Sprichworts: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten,“ liegt auf der Hand. Der Franzose sagt: Tel qui rit vendredi, dimanche pleurera. (Wer am Freitag lacht, weint am Sonntag.)

Es würde ein besonderes Kapitel erfordern, das Lächerliche im Lustspiel und in der Poesie zu analysieren. Ganz anders z. B. klingt das Possenhafte bei Calderon und Shatepeare, als bei einem Gustav Freytag oder Gustav von Moser, Franz von Schönthan. Ganz verschieden ist der Witz, dieser erste und dienstthuende Kammerherr des Lustspiels, bei den Alten wie bei den Neuen — aber in einem Punkte sind sich alle Dichter gleich, daß das Lachen im allgemeinen eine sehr gesunde Beschäftigung ist, und selbst unsere modernen Lustspiel-fabrikanten sind menschlich genug, nicht gar zu viele Lächer zu machen und zu viel Geist zu entfalten, damit sich das Publikum ja nicht totlache, wobei merkwürdigerweise auch die Fälle nicht ausgeschlossen sind, daß der Zuschauer gerade in einem Trauerspiel sich vor Lachen ausschütten möchte und in einem Lustspiel Thränen weint oder Kimbakenkrämpfe bekommt!

Weil eben das Lachen den Menschen vom Tiere unterscheidet, kann man sich darüber nicht wundern, daß ein düsterer, verschlossener Griesgram für die Gesellschaft ungenießbar ist oder doch wenigstens die Gemüthlichkeit stört. Gewöhnlich gilt der lachende „Jean qui rit“ für einen guten Kerl, für einen, der Gemüt besitzt und kein Spielverderber ist, während „Jean qui pleure“ sich geringer Sympathien erfreut.

Daß aber oft der Schein trügt und daß das Lachen nicht immer der Prüfstein eines guten und edlen Charakters ist, hat schon Shatepeare beobachtet, indem er den Ausspruch thut, „daß man lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein!“ Allerdings hat Hamlet, der melancholische und satirische Prinz von Dänemark, welchem begreiflicherweise das Lachen vergangen war, diesen Ausspruch gethan!

Wenem dem Lächeln des unschuldigen Kindes und dem der glücklichen Mutter ist entschieden das Lächeln des liebenden, schönen und jungen Weibes das anmutigste und reizendste, was man sich denken kann. Wenn eine schöne junge Frau lächelt, so ist's, als wenn der blaue Himmel sich aufhäte, die Sonne strahlte, die Nachtigall säuge, Frühlingsdüfte wehten und die ganze Umgebung bezaubert wäre. Hier erfüllt sich das Schiller'sche Wort:

„Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheint,  
 Liebtlich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheint sie stets.“

Das süße Frauenlächeln bildet die höchste Lieblichkeit eines weiblichen Wesens; man kann es nicht beschreiben, nur andeuten. Diese Lieblichkeit, welche sich durch ein anmutiges Lächeln ausdrückt, ist — möchte ich mit Saphir sagen — das Nadelgeld der verschwenderischen Schöpfung an ihre liebsten Töchter; die unschätzbare Mitgift für das ganze Leben, ihr Brautkleid und Witwengehalt; die süße herrliche Ausstattung ihres ganzen Daseins; diese Art Weiblichkeit ist der seine Glanz, den das zarte Geschlecht auf dem Psyche-Flügel seines Wesens trägt. Er wird nicht begriffen und nicht besaßt, aber er schimmert freundlich und wohlthuend uns entgegen. Wo daher diejer Göttergürtel der weiblichen Anmut in der Toilette einer Schönen fehlt, ist Schönheit nichts.

Brächtig hat diesem Lächeln der Dichter Worte verliehen, indem er sagt:

„Schön ist der junge Tag, der golden  
 Empor auf roten Flügeln eilt;  
 Der Sonnenstrahl, der auf der holden,  
 Verschämten Rose kosend weilt!“

Schön ist des Sternes lichter Funken,  
 Vom linden Nachtwind angehaucht:  
 Der Falter, der vom Tause trunken,  
 Im Kelch der Blüte untertaucht.

Doch eines nur ist ohnegleichen:  
 Was schön gepriesen, fern und nah,  
 Sein edler Schimmer muß verbleichen  
 Dem Auge, das dein Lächeln sah.“

Dr. Adolf Kohut.

### Hochzeitsreise um jeden Preis.

Von Otto von Frohreich.

Nachdruck verboten.

„Wie himmlisch!“ jubelte Mlothilde Reichart auf, als ihr Verlobter sie zum erstenmale in ihr künftiges Heim führte. Mama Kommerzienrätin stand mit dem Selbstbewußtsein eines erfolgreichen Impresarios daneben und lächelte geschmeichelt. Ihrem Walten mit Dekorateur und Möbelenrichter hatte das kindliche Aufjauchzen der jungen Braut aber wohl weniger gegolten, als der glücklichen Wohnungswahl ihres künftigen Gatten, der den größten Landhäufchen der Welt, den lieben Gott selbst, dabei zu Rate gezogen.

„Wie kühl, wie schattig, ein wahres Paradies,“ schwärmte das Bräutchen mit mädchenhafter Uebertreibung.

„Besonders kühl und erfrischend bei dieser Hundstagsglut im Mai,“ meinte der etwas reise Herr mit behaglicher Körperfülle, der sich nach der langen Fahrt durch die jenseitigen heißen Straßen wiederholt die feuchtbeperrte Stirn trocken mußte.

„Welch ein köstlicher Ausblick über die vielen, vielen kunstvoll gehaltenen Nachbargärten hier vom Balkon aus! Weißt du, Theodor, hier essen wir Abendbrot, und auf der andern Seite nach vorn heraus auf dem kleinen Balkon können wir morgens Kaffee trinken. Nein, wie das köstlich sein wird, unter den dichten grünen Aristolochien und dem Weingeranke zu frühstücken und abends hier die Musik vom Zoologischen Garten so ganz zart und leise zur Tafelbegleitung zu haben! Hier ist Morgensonne, wir lassen eine große Marquise ziehen, gelt, Theodor? Dann belästigt dich die Hitze gar nicht, wenn du zu Tische nach Hause kommst.“

„Was wohl etwas früher geschehen könnte, als bisher, meinst du nicht, Püppchen? Drängt die Arbeit sehr, und wir haben gerade jetzt sehr wichtige Prozeßsachen, kann ich mir schließlich die Akten auch herausbringen lassen und hier weiter schaffen.“

„Während wir fort sind, wird ja Rechtsanwalt Jordan doch alles thun müssen; könnte er dir nachher nicht noch ein bißchen mehr abnehmen?“ schmeichelte das verwöhnte Töchterchen.

Nur das eine Wort hatte er in unangenehmer Ueberraschung herausgehört und wiederholte es entsetzt: „Fort? Aber um Gottes Willen, wozu denn fortgehen, wenn man's so gut zu Hause hat? Wo in aller Welt findest du's besser, als hier? Wohin sollten wir gehen, wo uns nur halb so viel Komfort geboten würde, als uns die Liebe, Umsicht und Sorgfalt der Mama hier geschaffen?“ Er verbeugte sich dabei dankend gegen die vornehm-stattliche Schwiegermutter, die mit der weißen, beringten Hand die Falten der Portieren hier und da zurecht-zupfte, und blühte, wie Hilfstruppenwerbend, zu seinem eigenen schlichten Mütterchen hin, das mit fast schauer Bewunderung sich die ganze, hochmoderne Einrichtung des jungen Paares angestaut und schier starr vor Respekt von der pompösen Brautmutter sich von Zimmer zu Zimmer führen ließ.

Frau Kommerzienrat hatte einer Niesenquaste noch einen kunstgerechten Schwung gegeben, ehe sie aus ihrer unheilverkündenden Ruhe hervortrat.

„Sie meinen doch nicht allen Ernstes, lieber Theodor, daß ein anständiger Mensch nach der Hochzeit gleich nach Hause fährt? Ich glaube, halb Berlin würde acht Tage darüber sprechen.“

„Und sich nach acht Tagen über dieses achte Weltwunder beruhigen, während wir den Vorteil davon hätten, recht bequem, recht behaglich unser neues Leben zu beginnen.“

„Eine Hochzeitsreise war ja aber doch als etwas ganz Selbstverständliches auf den Etat gesetzt, lieber Sohn?“

„Ja, solange wir die Wohnung im Hause meines Bureaus ins Auge gefaßt. Nachdem wir diese köstliche, kleine Villa entdeckt, die an der äußeren Stadtperipherie gelegen, jeden Land-aufenthalt überflüssig macht, sind die Hauptgründe für eine derartige Reise ja aber glücklich beseitigt, liebe Mama.“

„Reineswegs,“ verwies sie mit milder Frostigkeit, die um so niedererschmetternder wirkte, als sie dabei ihre pompöseste Haltung verleiher Würde annahm, die den Schwiegerjohn aus „bestimmten“ Gründen im Schach hielt. Als er nämlich in später erster Liebe um die Hand des reizenden, um fast zwanzig Jahre jüngeren Mädchens warb, war er bei der Kommerzienrätin nur sehr kühlem Gewähren begegnet. Ihre zögernde Zusage hatte sie durch mancherlei Gründe entschuldigt, bei der der gewichtigste sei: daß Mutter und Schwiegerjohn sich im Alter zu nahe ständen, um eine respektvolle Unterordnung des letzteren unter ihre Wünsche erwarten zu lassen. Der feurige Werber hatte selbstverständlich mit tausend Eiden das Gegenteil versprochen und hätte sich mit Haut und Haar selbst dem Gott-seibeins zugesichert, um die holde Kleine zu erringen, die dem älteren Manne so herzlich zugehan war.

„Reineswegs,“ wiederholte sie mit tadelndem Nachdruck „Es ist zur Sitte geworden in unseren Kreisen, weshalb soll man anders sein, als andere? Ich wünsche nicht, daß die Leute verwundert die Köpfe schütteln und sich fragen, warum mein einzig Kind so von allem Herkommen abweicht. Natürlich weil die Bequemlichkeitsliebe eines älteren Herrn ihrer Jugendfrische Jügel anlegen will.“

Die spitze Unzuligkeit, die ihm das Blut ins Gesicht trieb, wirkte zauberhaft. „So bitte ich denn auch, zu entscheiden, wohin die Reise gehen soll,“ sagte er mit einer Füg-samkeit, die von leiser Ironie nicht frei war. „Alle Welt geht ja wohl nach Italien? Auf denn nach Rom!“

„O, das kennen wir in- und auswendig,“ rief Tilli kläglich. „Mama ist mit uns zweimal fünf Monate da gewesen, und ich habe alte Kunstgeschichte und Italienisch Tag und Nacht dazu einpaufen müssen. Bitte, bitte, nicht nach Italien!“ flehte sie mit gefalteten Händen.

„Wo willst du denn hin, Maus?“ lächelte er schon umgestimmt.

„Ich weiß nicht, mir ist es egal.“  
 Aber was half es ihm, daß sich sein Bräutchen seinen Wünschen schon gefügig zeigte. Mama wußte die Kleine schnell umzustimmen mit ihrem bedenklischen: was würde unsere Familie, was würden deine Freundinnen dazu sagen? Dadurch ward es auch Tilli Geleg.

Nach vielem Hin- und Herreden, zu dem die alte Frau verwundert den Kopf geschüttelt, verstand sich der überarbeitete, vielgeplagte Anwalt in angeborener Friedensliebe tiefseufzend dazu, die Pariser Weltausstellung als Reiseziel gelten zu lassen. Mama zeigte sich gerührt durch seine Fügigkeit, die kleine Braut küßte ihn. Theodor Langmann arbeitete von da ab mit

Zuhilfenahme der Nächte für zwei, um einen Teil der wichtigsten Sachen vor der unwilligen Mußezeit zu bewältigen. Als die Hochzeit herankam, sah er so abgepannt und elend aus, daß die Mama ihm die blaffen Wangen klopfte und begütigend zuredete: „Na Theo, Sie können die Reiseerholung wirklich gebrauchen, Ihnen thut Ruhe no.“

In der That, das fühlte er auch. Ob ihm der Reisetrubel und die Unruhe eines Pariser Ausstellungsfestes die aber gönnen würde, wagte er innerlich zu bezweifeln.

Außer Atem vor Eile jagte das junge Paar die Treppenstufen des Centralbahnhofes hinauf und kam gerade in der letzten Minute auf dem Bahnsteig an, um sich in das erste beste Coupé des schon angelangten Zuges befördern zu lassen. Die nachschwebende Mama, die mit Tillis Reisetasche sich belastet hatte, sah schmerzlich, in erhobenen Armen die Ledertasche schwenkend, die Neuvermählten an sich vorüberrollen. Das pinkliche Dampf-roß trug das junge Frauchen ohne Nachtzeug und Toilettengegenstände weiter. Mutter und Tochter streckten sich vergeblich die sehnennden Arme zu, und vergeblich rannte die aufgeregte Mama eine Weile neben dem rasselnden Zuge hin.

Das Coupé war überfüllt, die Hitze atemraubend. Der abgehezte junge Chemann hatte vergeblich bei der Hochzeits-tafel zum Ausbruch gemahnt und war, mit der Uhr in der Hand, dann ungeduldig vor dem verbotenen Hotelparadies auf- und abgetrippelt, in dem, unter Mamas und etlicher Tanten Aufsicht die schleierumwogte Braut sich in die reisefähige, junge Frau wandeln sollte, (eine etwas schwierige Prozedur, da das bejammerte Opfer von einer lauschschluchzenden Frauenbrust an die andere wanderte). Der schließlich durch die überstürzte Abfahrt ganz konfus Gewordene ließ die Schlafwagen-karten in der verunglückten Reisetasche seiner kleinen Frau. Die einzigen beiden freien Plätze waren durch die ganze Reihe der festschlafenden Reisegesährten getrennt. Eingeschüchtert durch ein barisches „dam-it!“ eines unsanft geweckten, langbeinigen Engländers, der rasselnd sein Fenster, an dem er saß, herab-polktern ließ, hockte Tilli beiseiden auf dem kleinen Raume, den der grobe Britte ihr übrig ließ, während Theodor am entgegengekehrten Fenster ein Plätzchen fand, das eine die Zug-luft furchtende ältliche Dame ihm überließ. Nach der Treib-jagd war er froh, überhaupt mal auszurufen. Sein Erbfeind, die jeder Ueberhaftung folgende Migräne, fing schon an, ihm hämmernd im Gehirn zu rumoren. Er schloß krampfhaft die Augen, um den abscheulichen Zustand zu bannen, und schlum-merte sogar ein.

Ein klägliches Wimmern und Stöhnen, das von der entgegengesetzten Wagenseite kam, riß ihn aus dem Betäubungs-schlaf. Das traurigveränderte Stimmchen kam ihm bekannt vor. Er zog den Schutzschirm von der Deckenlampe und spähte in die dämmerige Gefe.

Da saß das arme, kleine Frauchen zusammengebückt, mit hochrotem Gesicht, über das die Thränen hinstürzten, hielt sich die Backen und wiegte sich stöhnend auf und nieder. Töblich erschrocken, all der ausgestreckten Beine, über die er stolperte, nicht achtend, stürzt er zu der winselnden Kleinen hin. Wie zorn-sprühende Nachgötter schnauben ihn die getretenen Mit-reisenden mit wütendem „Herrrr!“ an. Todesmüdig setzt er seine Reise mit Hindernissen fort, bis er vor seiner kleinen Frau, eingekleidet zwischen eine sehr korpolente Dame und einem sehr langbeinigen Herrn, balanciert.

„Um Gottes Willen, was ist dir, mein Engel?“  
 Keine Antwort, nur verstärktes Wehzen und auf sein immer ängstlich dringenderes Forschen ein herausgeflöhntes „Zug — Zahnschmerzen.“

Obgleich man ihn mit Blicken erdolcht, reißt er resolut das Fenster dem Engländer vor der Nase in die Höhe und pflanzt sich vor seinem wimmernden Weibchen auf, dessen Köpfchen er tröstend an seine Brust nimmt. Eine Stunde noch rast der Sitzzug ununterbrochen weiter. Als er endlich an einer größeren Station hält, sucht er den Schaffner zu bestimmen, ihm ein leeres Coupé zu beschaffen. Der Mann zuckt bedauernd die Achsel: „Alles überfüllt.“ Die dicke Dame läßt sich, nachdem ihm die Beine fast umknicken, bewegen, den Platz mit ihm zu wechseln, und ihm wird die Gungt, auf dem brutheligen Sitz neben seinem Weibchen einen Raum für sich zu finden. Egoistisch in ihrem Jammer legt sich Tilli mit ganzer Körper-schwere über ihn hin, daß er kaum mehr Atem holen kann, und dabei hämmert's immer ungestüher in seinen Schläfen, um ihn dreht sich's im Schwindel. Seine Kopfkolk geht in jenen seckrankeartigen Zustand über, der ihn als einzigen Rettungspport immer nach dem geschlossenen Fenster schielen läßt. Mit dem einen Arm umschließt er sein unruhiges Weibchen, mit der freien Hand preßt er sein zum Ball geknetetes Taschentuch auf den wirgenden Mund, während die Mitreisenden wütende Blicke auf die Störenfriede entsenden.

Als man Köln am Morgen erreicht, hat sein Zustand einen Höhepunkt erreicht, der ihn völlig stumpf gegen alles macht. Mit totähnlicher Ruhe rassel er in der Frühbrotschke mit seinem Weibchen, das ihn abwechselnd mit Vorwürfen oder Thränen überschüttet, von einem ruhebedürftigen Zahnarzt zum andern, bis sie endlich einen finden, dem auch ein morgenfrüher Patient gelegen kommt. Während der grauig auffschreienden Tilli der kranke Zahnernv geblöet wird, sitzt er stumpf und dumpf daneben. Ihm war es gleich, wenn in diesem Augen-blick die Himmelsbede über ihm einstürzte. Im Hotel hat er für nichts Sinn und Interesse mehr, stürzt einen schwarzen Kaffee hinunter und wirft sich angekleidet aufs Bett.

Wie gerädert wacht er nach mehreren Stunden durch heftiges Schluchzen auf. Ganz aufgelöst in Thränen steht Tilli am Fenster und starrt auf die vorüberwogenden Menschen. Seinen stammelnden Entschuldigungen begegnet sie mit ent-rüsteter Heftigkeit: so hat sie sich ihren Hochzeitsmorgen nicht vorgestellt — einen stundenlang schnarrenden Chemann, kein Mittagbrot, wie eine Gefangene im Hotelzimmer, und was der empörien Vorwürfe mehr sind. Theo ist so benommen, daß er nicht die Kraft wirksamer Verteidigung findet. Er rappelt sich krampfhaft auf, beordert eine improvisierte Mahlzelt, die die Stimmung nicht verbessert, da sich Tilli überhungert hat und er überhaupt keine Eglust spürt.

Am späten Nachmittag machen sie eine unerquickliche Rhein-fahrt, das Frauchen „mault“, und sein wirbelnder Kopf, dem durch das Bittern der Maschine schwindelt, macht ihn wortfarg. In großer Verstimmung erreichen sie zu später Abend-stunde das Hotel und suchen die so sehr nötige Ruhe. Mit

dem Frühzuge haben sie die Reise den Rhein entlang fortsetzen wollen, aber die Absicht scheitert an Tillis vergeblichen Bemühungen, die kunstvolle Friitur eigenhändig aufzubauen. Sie ist nicht gewöhnt, ihre Toilette ohne Hausmädchens Hilfe fertig zu bringen, und Theos ungeübte Hände verwirren die Sache immer heillos, bis der Wahn durch einen schallenden Heiterkeitsausbruch der beiden Ungeübten auf Augenblicke wenigstens gehoben wird. Da er, den Kamm zwischen den Zähnen, vergeblich bemüht ist, mit beiden Händen die langen Haarsträhnen auseinanderzuzerren, muß Tilli losplätzen.

Ihr ganzer Reiseplan hat sich dadurch verschoben; sie müssen die Rheintour aufgeben und in fliegender Eile, die ganze Nacht durchreisend, Paris erreichen, um flüchtig noch eine Tante von Tilli begrüßen zu können, die nach Amerika zurückkehrt.

Auf dem Bahnhof findet die eilige Begegnung statt. Vergeblich! Paris ist überfüllt.

In sinkender Nacht gelingt es endlich, wenigstens ein Quartier zu finden, wo man die todmüden Glieder zur Not ruhen lassen kann. Ein Bett freilich kann die Wirtin nur zur Verfügung stellen, „monsieur“ wird mit dem Sofa vorlieb nehmen müssen, stößt sie zuckersüß und fordert einen unverhältnißmäßigen Preis. Das Zimmer liegt ein bißchen hoch, in der fünften Etage, und das Dach ist ein bißchen schräg, dafür hat es aber den Vorzug, daß die Sonne, die es jetzt besonders gut mit Paris meint, ungehindert so ziemlich den ganzen Tag hineinscheint, die Küchenbänke durch ein Abzugsrohr, das an der Wand hinläuft, zu jeder Zeit die Speisekarte verraten und eine Tochter der würdigen Dame, die sich zur Pianistin ausgebildet, die Herrschaften mit andäherndem Tage schon mit rastlosen Fingerübungen unterhält. Die Seegrasmattze, die „madame“ feierlich zugestanden wird, da Madame nicht auf Federn schlafen kann, ist so hart, daß Tilli jedes Glied darauf wie zerschlagen fühlt, während „monsieur“, in der Gefahr, von seinem schmalen Sofa herabzufallen, kaum mehr fest einzuschlafen wagt und sich mit beiden Händen an der Oberlehne angeklammert halten muß. Aber was ist das alles gegen die ungewohnte Pein, die die arme, kleine Frau auf ihrer entliehenen Matratze mit deren, ihr ganz fremden Gästen ausstehen muß! Ueberwacht verschollen und entsetzt von giftigen Bissen erhebt sie sich bei Tagesgrauen von ihrem Nestlager und durchwandert die enge, luftlose Kammer.

Acht Tage genießt das glückliche Paar im Schweiß seines Angesichts, mit starker Zuanpruchnahme des Geldbeutels alle Paradieswonne der Weltausstellung.

Da eines Tages, als Tilli für vieles Geld das möglichst geringste Maß lauwarmen Bieres im Ausstellungsgebäude genießt, ruft sie sehnsuchtsvoll aus: „Könnt ich doch ein ordentliches Berliner Glas Bier mal wieder trinken!“ Und als er sie freundlich aufmunternd anblickt, anstatt sie auszulachen und zu triumphieren, setzt sie hastig hinzu: „Und mal wieder ordentlich eine Nacht in einem guten Bette schlafen, und . . .“ sie verstummt verschämt.

„Zu Hause sein?“ fällt er helfend ein.  
„Ja, zu Hause sein!“ jubelt sie auf, und ihre schmal und bleich gewordenen Wangen röten sich vor Freude. Die arme Kleine ist von den schlechten Nächten und der Strapaze überreizt und weinerlich geworden.

Ueberglücklich reißt der Rechtsanwalt noch selbigen Tages heimwärts. Ihr grünumranktes, kühles, lustiges Haus erscheint ihnen das Paradies nach der überhasteten Hochzeitsreise. Kein Hotelmahl hat den beiden so gemundet, wie das erste, zierlich servierte Mittagbrot in ihrem luftigen, geräumigen Wohnzimmer.

Letzte Woche noch neckte der glückliche Ehemann, der nun in Ruhe seine Arbeiten da draußen vollenden kann, sein beschämtes Weibchen mit dem wunderbaren Eheanfang und versucht andere zu warnen. Aber jeder will an sich selbst seine Erfahrungen machen und keiner den Wahn des Hergebrachten mutig durchbrechen — deshalb: Hochzeitsreisen bis in infinitum und — um jeden Preis!

**Neues vom Bücherfisch.**

- (Wir behalten uns näheres Eingehen auf nachstehend verzeichnete neuerschienene Bücher nach Raum und Gelegenheit vor.)
- Amynstor, Gerhard von. Die Delmühle im Spreewald. Zwei Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
  - Anzengruber, Ludwig. Gesammelte Werke. Band 3—5. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.
  - Ballestrin, Euphemia Gräfin von. Die Falkner vom Falkenhof. Roman. 2 Bände. Dresden und Wien, Alfred Hauschild.
  - Björnstjerne Björnson. Ragni. Roman. 2 Bde. Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter.
  - Collins, Wilkie. Blinde Liebe. Roman. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
  - Dunker, D. Dies und Das. Liebes- und andere Geschichten. Berlin, Alexander Duncker.
  - Dürow, Joachim von. Auf Befehl Seiner Hoheit! Roman, Leipzig, Karl Reißner.
  - Engel, Eduard. Wand an Wand und andere Novellen. Dresden und Wien, Alfred Hauschild.
  - Ganghofer, Ludwig. Der Herrgottschneider von Ammergau. Stuttgart, Adolf Bong u. Co.
  - Gordon, Emmy. Praktische Anweisung zur Delmalerei. Leipzig, E. Zehls Verlag.
  - Heppel, Dr. Hauswirtschaftliche Chemie. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.
  - Hirth, G. Kulturgeschichtliches Bilderbuch. Band 6, Hrg. 67—70. Leipzig und München, G. Hirth.
  - Hoffmann von Fallersleben. Gesammelte Werke. Lieferung 1. Berlin, F. Fontane.
  - Jensen, Wilhelm. Diana Abnoba. Eine Schwarzwaldbildgeschichte von der Baar. Leipzig, Karl Reißner.
  - Knötel, Richard. Uniformkunde. Rathenow, Max Babenzien.
  - Liebscher, D., Dr. Familien-Andachten. Magdeburg, L. Schäfers Buchhandlung (W. Liebscher).
  - Reinecke, Karl. Schneeweissen und Rosenrot. Komposition für Klavier. Leipzig, Verlag von Gebrüder Reinecke.
  - Schubin, Ossip. Asbern. 3. Aufl. Braunschweig, G. Westermann.
  - Schulze-Schmidt, L. Weisheitsfetzen, Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung. Bremen, J. Kistmann.
  - Telmann, Konrad. Quer durchs Leben. Leipzig, Karl Reißner.

**Dilettanten- (Weihnachts-) Arbeiten.**

Das fallende Laub und die längere Dauer der Abende künden nicht nur den Beginn des Herbstes, sie mahnen auch an das Herannahen des Weihnachtsfestes, und so eilen unsere Gedanken dem Feste zu, tausenderlei Pläne schmiedend, um unsere Lieben zu erfreuen. Gern möchten wir etwas recht Schönes, Eigenartiges aufbauen, und der „Bazar“ bemüht sich als treuer Ratgeber, Vorschläge zu machen und auf diejenigen Arbeitsarten hinzuweisen, welche gelehrt und beschrieben wurden, sowie auf mancherlei andere hübsche und praktische Gegenstände die Aufmerksamkeit zu lenken. Im „Bazar“, Jahrgang 1887 Seite 200 und Jahrgang 1888 Seite 312 ist bereits die hübsche Kerbschnitzerei besprochen, deren praktische Erzeugnisse manchen Liebhaber finden, jedoch unstrittig noch weit mehr geschätzt zu werden verdienen, als es bis jetzt geschieht.

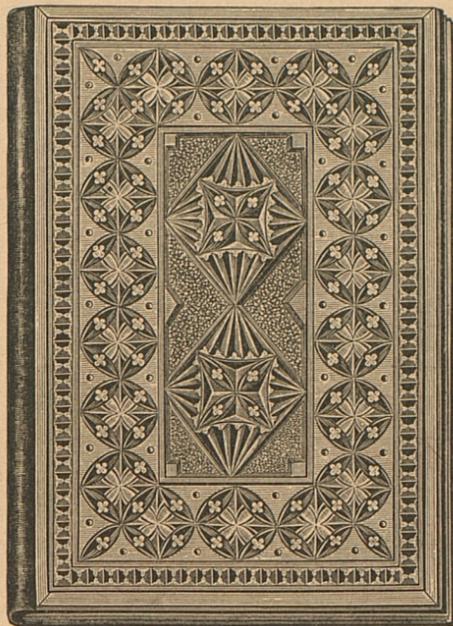


Abb. 1. Schreibmappe in Kerbschnitzerei.

Die Schreibmappe (Abb. Nr. 1) ist mit Decken von Horn- oder Eschenholz versehen, die nach Fertigstellen der Arbeit hellbraun gebeizt sind. Die weitere Vollendung der Einlage muß selbstverständlich der Buchbinder besorgen. Ich weise ferner hin auf die erst kürzlich in Deutschland in Aufnahme gekommenen Emaillefarben (zu beziehen von Horn u. Frant, Berlin, Gollnowstr. 11<sup>a</sup>), in der Ueberzeugung, daß dieselben schnell große Beliebtheit erlangen und in weiten Kreisen Verwendung finden werden. Schon früher erhielt ich von Freunden aus England Aspinals and Griffiths enamels und bin jetzt erfreut, ein gleiches deutsches Fabrikat auch unseren in Dilettantkünstlern geübten Abonnentinnen zuführen zu können; denn just für diese ist es geeignet, und eine kunstgeübte Hand wird hier wie überall dem Material erhöhte Wirkung abzugewinnen vermögen. Die Emaillefarben, flüssige, zum Gebrauch fertige Delmalerei, kommen in Blechbüchsen verschiedener Größe (sie sind vor dem Malen sorgfältig umzuschütteln und stets gut verschlossen zu halten) zum Preise von 1, 0,50 und 0,25 Mark in den Handel und sind recht ausgiebig. Sie eignen sich zum Anstreichen und Bemalen von Metall, Holz, Glas, Stein, Leder, Thonwaren, Möbeln, wie mannigfachen Hausgeräten und Gebrauchsgegenständen. Der anzufreichende Gegenstand muß vorher sorgfältig gereinigt werden, auch die Berührung mit der Hand ist dabei zu vermeiden. Alsdann wird die Farbe mit einem mäßig steifen Pinsel gleichmäßig aufgetragen; sie trocknet schnell und ist hellglänzend. Der Anstrich darf nur dünn sein und wird noch schöner, wenn man ihn ein- oder zweimal nach einigen Tagen Zwischenraum wiederholt. Was kann nicht alles mit den Emaillefarben angefangen werden! Die unscheinbarsten Sachen werden hierdurch verjüngt, gewissermaßen in ein glänzendes Kleid gehüllt und prunken alsdann in unseren Wohnräumen. Und es gehört ja nur für wenige Groschen Farbe und recht, recht geringe Mühe dazu. Aus thönernen Kanalisationsröhren sahen wir Schirm- und Stocktänder mit mehr oder weniger Kunstauswand hergestellt; sehr hübsch erschien ein dunkelblau emaillierter Ständer mit einem leicht hingeworfenen Strauß bunt gesprenkelter Ästern. Doch auch nur einfach schwarz gestrichen, am oberen und unteren Ende mit Streifen in Goldbronze, erfüllt derselbe seinen Zweck; auch könnte er noch mit goldenen Ähren und Gräsern geschmückt werden. Bronzen in Gold, Kupfer, Silber sind gleichfalls in Büchsen vorrätig und zum Anstrich fertig, während für feinere Auszeichnungen das Bronzepulver, das man mit einem Malmittel selber in der erforderlichen Konsistenz anreibt, zweckdienlicher ist.

Recht hübsch war ferner eine weiße Standuhr mit Gewinden von Heckenrosen, in dekorativer Weise gemalt, die Härte des weißen Tons wohlthuend durch Goldlinien gemildert, mit denen man die einzelnen Felder umgrenzt hatte. Zum Malen der Blumen auf Gegenstände, die mit Emaillefarben gestrichen sind, werden meist die gewöhnlichen Delmalerei benützt; da sich indessen die ersteren in derselben Weise wie jede andere Farbe mischen lassen, auch beim Malen weich ineinander gehen, so ist es lediglich Geschmacksache, ob man die blanke Malerei in einzelnen Fällen anstelle der andern setzen soll.

Vorzugsweise passen und wirkungsvoll sind die Emaillefarben zum Flachornament, gleich demjenigen auf der kleinen Thon-schale (Abb. Nr. 2), welche wir als schnell und leicht herzustellende Weihnachtsgabe empfehlen und von der wir ein Muster in unserer Abbildung vorführen. Solche Schalen erhält man in allen Größen, von dem größten Wandteller bis zum kleinsten Stecknadelstülchen bei Horn u. Frant, ebenso in den meisten Geschäften für Malutensilien. Die genannte Firma fertigt auch aus dem gleichen Material Vasen und Jarbinieren in gefälligen Formen, sowie voll-

ständige Rauchervase. Bei allen diesen Gegenständen ist das Muster in den noch feuchten Thon mit breiten Linien gezeichnet worden, sodas der Malende nur das Ausfüllen mit der Farbe zu besorgen hat. Somit ist jedermann imstande eine buntleuchtende Malerei herzustellen, die in geschmackvoller Farbenzusammenstellung in der That recht dekorativ wirkt. Damit der poröse Thon die Farbe weniger anzieht, wird derselbe vorher mit Spirituslack überstrichen. Rot, Blau, Schwarz und Grün sind bei vorliegender Schale gewählt, und zwar mit goldenen Umriffen, die am bequemsten durch Ueberstreichen der ganzen Fläche mit flüssiger Goldbronze gemacht werden. Sobald letztere getrocknet ist, legt man die anderen Farben darauf.

Der Blumentopf (Abb. Nr. 3), ein gewöhnlicher Thonschalen, ist schwarz gestrichen und ringsum mit einem Gewinde von Weißborn, das als Mittelstück zwei Vögel inmitten der Blüten zeigt, bemalt, während oberhalb desselben ein Goldstreifen gezogen ist. Die Malerei ist hier mit gewöhnlichen Delmalerei ausgeführt, einfach mit wenigen Tönen, ohne zu stricheln: die Blüten mit warmem Grau in den Schatten, gelblichem Weiß im Licht, gelber Keltstie und hie und da die Staubbeutel in gebrannter Sienna; die Blätter mit bläulichen und gelbbraunen Tönen; die Vögel braungrau mit dunkler Zeichnung der Flügel, roter Kehle, hie und da weißen Federn.

Mehr der Originalität und des Scherzes halber, als weil es Anspruch auf Schönheit erheben kann, dürfte das Nadelkissen (Abb. Nr. 4) Nachahmerinnen finden. Der uns Frauen so wohlbekannte Kochlöffel hat sich hier in einen Toilettengegenstand verwandelt und hängt an farbiger Schlinge am Spiegel des Schlafzimmers. Ein Löffel mit ziemlich kurzem Stiel ist am passendsten. Nach mehrmals wiederholtem weisem Anstrich malt man mit gebrannter Sienna kleine Blümchen, feine Gräser mit Goldbronze, verziert die Seiten mit Goldlinien, klebt ein blaßblaues Atlaskissen in den vorher bereitz mit einer Röhre von gleichfarbigem Bande ausgefüllten Löffel und befestigt um dessen Stiel eine Schleife nebst einer zum Anhängen bestimmten Schlinge.



Abb. 3. Blumentopf in Emaillemalerei.

Da die Majolikamalerei noch immer sehr beliebt ist, wird auch die nebenstehend abgebildete Vase mit Konsole (Abb. Nr. 5), die eine Majolikaplatte enthält, manchem als nützliche und angenehme Festgabe erscheinen. Wohl sagen viele, Majolika sei nicht mehr modern! Man thäte jedoch unrecht, wollte man dies wunderhübsche Material, das bei einiger Uebung in der so bequemen Technik den reizendsten Schmuck unseres Heims bildet, gänzlich beiseite legen, wenn auch zugegeben ist, daß die große Begeisterung, mit welcher das aus dem Mittelalter stammende, zumeist in Italien heimisch gewesene Fabrikat bereinst vom Publikum aufgenommen wurde, sich inzwischen recht abgeschwächt hat. Majolika verdient in unserm Haushalt den gleichen hervorragenden Platz wie das Porzellan, das ja ebensowenig jemals unmodern werden kann, weil es zu enge mit unseren täglichen Gewohnheiten verknüpft ist und wir uns heute kaum dazu entschließen würden, Metall an seine Stelle zu setzen, wie es unsere Vorfahren thaten. Majolika bildet gewissermaßen eine Ergänzung zum Porzellan, wir gebrauchen es mit Vorliebe zu Dekorationszwecken, während Porzellan als Tafelgerät allgemeine Verwendung findet; die Freundinnen des Majolika werden dies Material freilich auch als Tafelgerät teilweise verwenden. Die Vase und Konsoleplatte sind aus diesem Material (von der Firma Deft Witwe, Berlin, Schönhauser Allee zu beziehen) und zeigen auf zartem Eisenbeinton ein in Blau gemaltes Muster mit sorgfältigen, sehr fein gezeichneten Umriffen.\*



Abb. 5. Vase und Konsole mit Majolikamalerei.



Abb. 2. Hälfte der Vorzeichnung zur Schale mit Emaillemalerei.

\* Auf Wunsch liefert Frau A. Dr., Berlin W., Steglitzerstraße 4, Vorzeichnungen zu Abb. Nr. 1—5 nebst Anleitung (Unterricht) zu bearbeitigen Arbeiten. Die Red.



Abb. 4. Nadelkissen (bemalt mit Goldlötlack).

U. Brockmann.

### Wirtschaftsplaudereien.

**Handarbeiten für Weihnachten.** Weihnachten! Welch ein holder Klang liegt in diesem einzigen Wort. Jung und alt, groß und klein fühlen den Zauber desselben, jeder möchte schaffen, rüsten und schenken überraschen; da heißt es denn bei Zeiten überlegen, um unter den tausend schönen und neuen Sachen das Passende zu treffen. Und die Wahl ist wahrlich nicht leicht. In erster Linie dürften Stickerien auf Leinen und Segeltuch in Betracht kommen, da sie nicht nur für den Schmuck der Zimmer (Möbel und Tafel), sondern neuerdings auch eine sehr zu billigende Ausdehnung ihrer Verwendung in der Küche finden. Warum sollte der Schmuck in diesem besonderen Reich der Frau fehlen? Neben den längst bekannten Ueberhandlühern, Marktbeden, Beuteln für Brot, alte Semmeln u., figurieren nun auch die Marktnetze mit einem Bezug von gesticktem Fischerleinen versehen, weiter die verschiedenen „Gandstücker“ mit eingestickten Bismetten, „Falter für die Lächer“ aus Papper mit Leinenbezug (dem die Bezeichnungen eingestickt sind), bestickte „Duisbretter“, originelle „Futterale für Konservenbüchsenöffner und Korkenzieher“, letztere in Form eines Häpchens u. a. m. Für den Zimmer- und Tafelschmuck seien empfohlen die verschiedenen großen und kleinen „Decken“, sowie die „Tischläufer“, welche auf Leinen im Stiel- und Plattstich, oder über starker Schnureinlage mit farbigem Garn im Languettenstich, also in einer leichten und die Augen nicht anstrengenden Arbeit, hergestellt werden und von guter Wirkung sind. Hierbei seien die für Kreuzstichstickerie bestimmten, z. B. beliebigen Decken aus Plüsch mit Klarabandeinsätzen, sowie die aus Perlkanevas mit leinenen Einsätzen erwähnt. Sodann schlage ich als praktisch vor: „Tasche für Krumenschiffe und Besen“ (in Silberbrokat gestickt), „Federwedel“ und „Serviettenhalter“ (letzterer aus Bronze mit einem gestickten Tuchrand), „Schoner über den Waschtisch“ und Waschtischgarnituren, aus kleinen gestickten Deckchen in verschiedener Form und Größe bestehend. Es giebt also des Praktischen so viel, daß auch weniger geübte Hände nicht in Verlegenheit kommen können. Da fallen mir zuletzt noch ein: „Nähmaschinendecken“ (auf Fischerleinen gestickt), sowie die sehr reizenden, auf gerauhtem weichem Croisé mit farbigem Garn zu arbeitenden „Wiegendecken“. Auch die auf farbigem Tuch gestickten „Fußstaschen“ und „Kissen“, sowie Fries-Bevorlagen mit Wollraupen-Gehülle gearbeitet, werden stets willkommene Gaben sein. Diejenigen, welche für die Reizezeit vorarbeiten wollen, finden an brauchbaren, auf Segeltuch zu stichenden Reisegegenständen: Fußbanktaschen mit Fußbank, Hängematten-, Plaid- und Touristenstaschen, Plaidriemen, Reise-rollen und Schirmbezüge. Nun höre ich aber meine liebe Leserin sagen: Das ist alles recht schön und gut, aber wer giebt mir die Lust für meine Zwecke passenden Muster oder wer richtet mir die vor-handenen ein, wer zeichnet mir selbige aus, wo bekomme ich das Material passend in Farbe und Stärke, und was bergl. Fragen mehr sind? Ja, da verweise ich auf die zahlreichen Vorlagen des „Bazar“, auf die oft gegebene Anleitung zum Uebertragen von Mustern, auf die Beschreibungen und Bezugsquellen und bitte: Haltet die Augen auf und leset mit Verständnis, geehrte Mitgeschwestern, dann wird's schon gehen!

**Sicherheitskanne zum Eingießen von brennbaren Flüssigkeiten in hell brennendes Feuer.** In nebenstehend abgebildeter Sicherheitskanne führen wir unseren Lesern eine Erfindung vor, welche berufen erscheint, die vielen Unglücksfälle, welche infolge unvorsichtiger Umgehens mit Spiritus, Petroleum u. s. w. durch Explosion entstehen, mit einem Schlage aus der Welt zu schaffen. Bekanntlich explodieren leichtflüchtige, brennbare Flüssigkeiten (Benzin, Petroleum u. s. w.) erst dann, wenn sie in fein zerteiltem Zustande und mit Luft gemischt der Flamme zu nahe gebracht werden. Beim Ausgießen einer derartigen feuergefährlichen Flüssigkeit aus einer gewöhnlichen Flasche oder Kanne fließt der Brennstoff durch den untern Teil des Ausgusses, während durch die Füllöffnung die Luft eintritt; denn ohne Nachtreten der Luft wäre kein Ausgießen möglich. Kommt man hierbei einem Feuer zu nahe, so wird sofort eine Flamme hochschlagen, welche naturgemäß der in die Kanne eintretenden Luft folgen, das Gemisch von Luft und Dämpfen des Brennstoffes in der Kanne entzünden und so eine Explosion hervorrufen wird. Um dies zu vermeiden, ist bei der neuen patentierten Sicherheitskanne dem Ausguss für den Brennstoff eine solche Form gegeben, daß sich beim Ausgießen durch die Flüssigkeit selbst ein Verschluss bildet, welcher ein Hineinschlagen der Flamme in das Innere des Behälters nicht gestattet. Die Luft tritt nicht durch den Ausguss, sondern durch ein besonderes Rohr (das obere der Zeichnung) in den Behälter. Beide Kanäle sind an den inneren Wänden mit feinen Sieben wie bei der Davids-Sicherheitslampe versehen, welche ein Zurückschlagen der Flamme nicht zulassen, während sie an den äußeren Enden nebeneinander auslaufend eine Schutzvorrichtung gegen Ueberlaufen der zu füllenden Gefäße bilden. In die Kanne selbst wird das Brennmaterial durch die Einfüllöffnung gegossen, welche hiernach fest zu verschrauben ist.



Die neue patentierte Sicherheitskanne wird aus starkem Weißblech in drei Größen gefertigt und zwar für einen Inhalt von 2, 3 und 5 Liter und kostet 2,50, 3,25 und 4 Mk.  
 Bezugsquelle: Magazin des k. k. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

### Feine Küche.

**Trüffel in Butter.** Die Trüffel werden nach früherer Vorschrift rein gebürstet, gewaschen, geschält und dann in runde Scheiben geschnitten. In einer flachen irdenen Kasserolle oder in gut verzinnter Sautierpfanne läßt man recht frische Butter zergehen, fügt etwas Geflügelbrühe, ein Gläschen Madeira und die ganz feingewiegten Trüffel-schalen dazu, läßt dies langsam etwas einkochen, schüttet die Trüffel hinein und läßt sie unter öfterem Schwenken 12—15 Minuten dampfen, fügt, wenn sie nun recht glänzend sind, noch 60—75 Gr. recht frische Butter, den Saft einer Citrone und etwas in Butter gelb geröstete Zwiebackkrume hinzu, schwenkt alles gut durch und richtet die Trüffel erhaben auf Horsd'oeuvre-Schüsseln an.

**Gebadene Walraupen.** Die Fische und auch die Lebern wer-

den gut gereinigt, in Stücke zerteilt; diese werden mit feinem Olivenöl und Zitronensaft beträufelt, mit Salz, feinem Gewürz, gehackter Petersilie und feingeschnittener Schalotte bestreut und so eine Stunde zur Seite gestellt. Vor dem Anrichten werden die Fischstücke mit einem mit Mehl bestreuten Tuche abgetrocknet, dabei von allem Anhängsel befreit, in zerhackenem Ei, dann in Paniermehl, dem man etwas Salz zusetzt, umgewendet und in vollem Fett (man kann Kokosbutter, auf die ich alle Hausfrauen aufmerksam mache, allein nehmen, oder halb Schweinefett, halb Kokosbutter) schön goldbraun gebacken und pyramidal mit Petersiliensträußchen garniert und mit panierten gebakenen Zwiebelringen und Zitronenscheiben im Kranze umgeben angerichtet. Auch eine Austerntasche (siehe April 1886), Sauce Nécamiere (Juni 1883), Drangensaue (August 1881) kann man dazu geben und läßt dann die Zwiebelringe fort.

**Krickentenbrüste mit Trüffeln.** Nach Vorschrift vom Januar 1886 Nr. 6 oder November 1881 bereitet man eine kräftige Trüffel-sauce und stellt sie im Marienbade warm. Die Krickenten, zwei Stück für drei Personen, werden gut gereinigt und gesengt, die Brüste mit etwas Olivenöl und Zitronensaft besprengt, mit Salz bestreut an 1—2 Vogelspieße gesteckt. Diese werden an einen größeren Spieß gebunden und bei hellem Feuer oder im Ofen 20—25 Minuten gebraten. Die Enten müssen so gebraten sein, daß sich die Brüste leicht ablösen lassen. Dieselben werden im Kranze angerichtet, mit Glace überzogen und die Trüffelsauce in die Mitte gegossen. Auf den Schüsselrand legt man Blätterteigschnitte.

**Brüffeler Rotkraut.** ¼—1 Kilo geräucherter rohes Brustfleisch eines jungen Schweines wird in kleine Würfel geschnitten und mit einer feingeschnittener Schalotte in etwas Butter geröstet, bis die Würfel hellgelb sind, nun giebt man 2—4 Köpfe recht feingeschnittenes Rotkraut, eine Prise Pfeffer, etwas Muskatnuß, Salz, eine Tasse Fleischbrühe und halb soviel Kirchwasser dazu, legt die feinen Schnitte von 8—10 Reinettsäpfeln darauf und läßt das Kraut auf gelindem Feuer zwei Stunden dampfen, wobei man das Gemüse nicht umrührt, sondern öfters rüttelt, um das Anbrennen zu verhüten. Beim Anrichten rührt man das Kraut leicht durch, am besten mit einer hölzernen Gabel und garniert es mit kleinen Bratwürstchen oder kleinen Schweine- oder Rehfoletellen.

**Krametsbügel in Aspice.** Die Bügel werden gut gereinigt, ausgenommen, mit Salz besprengt und in Butter unter fleißigem Begießen gar gebraten — zum Begießen verwendet man auch etwas Fleischbrühe. Noch heiß werden sie mit Zitronensaft beträufelt und dann kalt gestellt. Nach Rezept vom Oktober 1889 bereitet man ein schmackhaftes Aspice, gießt eine glatte Form, welche man in Eis ein-grub, 1 Cent. damit dick aus und läßt es erstarren; ist dies erreicht, legt man von Trüffelscheiben und Stiften, gekochter Rindszunge, Krebs- oder Granelenschwänzen, Mired Pickles u. s. w. eine geschmackvolle Figur darauf und befestigt sie gut mit Aspice; daselbe muß wieder 1 Cent. dick darüber liegen. Ist die Gallerte erstarrt und sind die Krametsbügel erkaltet, so legt man sie in die Form und übergießt sie noch einmal. Es ist gut, die Speise am Tage zuvor zu bereiten. Beim Anrichten hält man die Form einen Augenblick in warmes Wasser, stürzt sie dann und stellt rings um das Aspice kleine Muscheln, welche mit feinem Fisch- oder Fleischsalat gefüllt sind.

**Hühner (französisch).** Ganz junge Hühner werden gut vorbereitet, halbiert, mit Del, Zitronensaft, Weißwein, etwas heller Fleischbrühe besprengt, mit Salz, Gewürz, einer Schalotte und feingeschnittenen Kräutern bestreut, 2—3 Stunden zur Seite gestellt. Dann werden sie abgetrocknet, in Ausbackteig (s. unten) getaucht und in heißem Schmalz gar und goldbraun gebacken. Nach Belieben kann man auch jedes Huhn in vier oder sechs Stücke zerteilen. Beim Anrichten legt man rings um die Hühner gebadene Dösjenaugen (s. März 1881). Eine Sauce Probengale oder eine Tomatensauce (s. Oktober 1881) wird dazu gegeben. — Ausbackteig. Ein Eßlöffel Speisöl wird mit einer Prise Salz, einem ganzen Ei, einem Eibotter und einer Tasse Milch auf dem Feuer verquirlt, dann nach dem Abkühlen rührt man 8—9 Eßlöffel Mehl hinein und rührt es ganz glatt, es muß ein dicker, aber noch flüssiger Teig sein. Ober: man verrührt 250 Gr. Mehl, zwei Eiweiße, etwas Salz, 120 Gr. zerlassene Butter und ¼ Liter Weißbier gut miteinander.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „November“.

Fig. 1. Mantel aus Tuch. Der elegante lange Mantel ist aus farbigem Tuch, sowie schwarzem velours du nord zusammengesetzt, mit Atlasfutter versehen und mit einer Verschmürung von schwarzer Soutache ausgestattet. Die losen, vorn sowie hinten, je vom Halsauschnitt aus, in Längsfalten geordneten Vorder- und Rückenteile aus Tuch mit Atlasfutter sind auf einer anschließenden, aus Tuch und Futter hergestellten Taille mit vorn etwa 18, hinten 8 Cent. langem Schoß gearbeitet, die man vorn mit Knöpfen und einer untergefügten Knopflochpatte zum Schließen versehen hat. Der Mantel ist mit oben stark eingereichten Ärmeln aus Velours verbunden und, wie ersichtlich, mit nach unten sich zuspitzenden jackenartigen Teilen von gleichem Stoff ausgestattet, die mit Atlasfutter und mit einer reichen Verschmürung von Soutache ausgestattet sind; eine gleiche Verschmürung ziert den hinten hohen, vorn abgerundeten Medizistragen aus Tuch und Velours. Den Außenrand der Garniturteile begrenzt eine 17 Cent. breite Grelotsfranse. (Siehe auch die nebenstehende Vorderansicht.)



Fig. 1.

Fig. 2. Kleid aus Cordraystoff und Tuch. Für unser Original ist farbiger Cordraystoff (ein neuer, dem Feling ähnlicher gerippter Sammet) und weißes Tuch verwendet, wodurch daselbe einen höchst aparten, eleganten Charakter erhält und sich daher für Theater- oder kleine Gesellschaftstoketten eignet; zunächst stellt man den unteren Rock 208 Cent. weit aus Taffet her, versteht ihn 40 Cent. hoch mit Gagefutter, sowie hinten, 32 und 65 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je mit einem Zug und verziert ihn am unteren Rande außen mit einem 10 Cent. breiten Plüßebolant, innen

mit einer ausgezackten Frijur von Taffet. Die Garnitur des Rockes bildet zunächst an der linken Seite ein bis zum oberen Rande reichender, 190 Cent. weiter Teil aus Tuch, der unten mit einem breiten Saume abschließt, am oberen Rande bis auf 38 Cent. Breite in fünf nach vorn gefehrte, oben je 6 Cent. breite Plüßefalten gelegt und längs des Außenbruchs derselben je mit einer schmalen Verschmürung von Goldpoutache ausgestattet ist, die sich längs des unteren Randes bis zum Innenbruch jeder Falte fortsetzt; außerdem hat man unten auf jeder Falte eine Figur aus ver-schmürter gleicher Soutache eingebracht. Dem Tuchteil tritt, wie ersichtlich, der vordere 165 Cent. breite, entsprechend lange Garniturteil aus Cordraystoff über; derselbe ist am linken Seitenrande, etwa 28 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, nach dem unteren Rande hin bis auf 104 Cent. Breite abgefrägt und daselbst etwa 24 Cent. breit mit Seidenfutter versehen. Man hat den Teil, wie die Abb. zeigt, in Falten arrangiert und längs des oberen Randes dem Rock, an der rechten Seite bis zum Schluß desselben treffend, aufgenäht. Der hintere, 153 Cent. weite, 111 Cent. lange Teil aus Cordraystoff ist am oberen Rande 4 Cent. breit nach innen umgelegt, ein gleichbreites Köpchen stehen lassend, bis auf etwa 12 Cent. Breite in zwei doppelte Toffalten gelegt und den Rückenteilen der Taille aufgesteckt (siehe die nebenstehende Rückansicht). Die Taille aus Cordraystoff ist vorn mit einem Laßteil aus Tuch verbunden, den man in wagerechte, etwa 1½ Cent. tiefe Falten gelegt und längs des Bruches, wie ersichtlich, je mit einer schmalen Verschmürung von Goldpoutache ausgestattet hat; dieser Teil setzt sich gürtelartig auf dem unteren Rande des Vorderteils fort und wird dem rechten Futterteil aufgenäht, dem linken aufgestöpselt; den seitlichen Abschluß decken die Jackenteile aus Cordraystoff, die oben reversartig umgelegt, daselbst mit verschmürtem Tuch bekleidet und unten dem Laßteil mittelst großer goldener Knöpfe aufgestöpselt werden; ein Umlegekragen aus Cordraystoff, der sich dem vorderen verschmürten Krage aus Tuch anschließt, sowie Kermel aus erfterem Stoff, mit vorn gestöpselten und mit Verschmürung verzierten Manschetten aus Tuch, vervollständigen das Kleid.

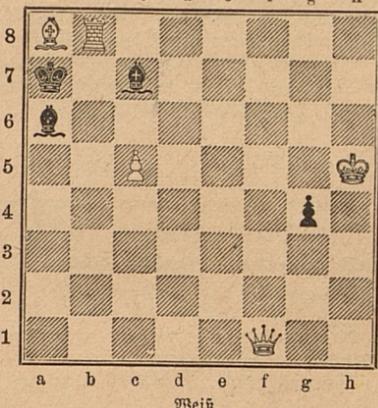


Fig. 2.

Bezugsquelle der Modelle: Berlin, Bonwitz u. Littauer, Behrensstraße 26\*.

### Schach.

**Aufgabe Nr. 277.**  
 Vom Prediger F. Jespersen.  
 Schwarz.



**Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 275 Seite 384.**

- 8. Weiß.
- 7. 1. Dg5 — f6.
- 6. Schwarz.
- 6. 1. e5 — e4.
- 5. Weiß.
- 5. 2. b2 — b3 matt.
- 4. A.
- 3. Weiß.
- 2. 1. ....
- 1. Schwarz.
- 1. 1. Beliebig anders.
- 1. Weiß.
- 2. D. oder S. matt.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

**Auflösung der beiden französischen Rebuffe Seite 384.**

I.  
 Un grand A B plein d'a petits alla sous p  
 (Un grand abbé, plein d'appetit, alla souper).  
 II.  
 Six heures sous p à cent sous six  
 (Six heures souper à Sanssouci)  
 Antwort:  
 G grand a petit  
 (J'ai grand appetit).

**Auflösung des magischen Buchstabenquadrats Seite 384.**

A	I	D	A
I	s	a	r
D	a	m	e
A	r	e	s

**Auflösung des Zickzack-Zahlenrätsels Seite 384.**  
 E l e g i e  
 F o n i e r  
 B a n d e l  
 G e m e i n e  
 R o r t i m  
 F o l b e  
 E r f u r t  
 W a l l i a  
 F e s a g e  
 S m a e l  
 N a c h e l  
 G m i l i e  
 Ette mit Weite!

### Korrespondenz.

Zur Notiz für viele Leserinnen. Wegen der auf S. 363 des „Bazar“ erwähnten Bauernstickerien wolle man sich entweder an Frau von Gharmathy in Banffy — Hunyad — Siebenbürgen oder an Fräulein Janka Wohl, Chefredaktrice des Magyar Bazar zu Budapest, Josefplatz 14, wenden